



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Politik? aber ohne mich.. [1951, c1952]

[Kevelaer]: Butzon & Bercker, [1951, c1952]

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/TFBUQDYOBZNCJ9C>

Copyright 1952 by Butzon and Bercker GmbH.

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

DD
257.4
.P57

POLITIK ?

aber
ohne
mich



The Library

of the



University of Wisconsin

JUN 14 1959

JUN 14 1959

6



Anton Pippon

POLITIK ? ..aber ohne mich



VERLAG BUTZON & BERCKER

Herausgeber: Toni Pippon · Mitarbeiter: Stefan Andres · Kasimir Edschmid
Herbert Eulenberg · Adolf Grimme · Friedel Hömke · Willy Klutentreter
Hans Leip · Rudolf Pechel · Reinhold Schneider · Frank Thieß · Friedrich
Warncke · Josef Winckler · Bruno E. Werner

Zeichnungen: Mirko Szewczuk · L. Crispin · E. M. Lang (Süddeutsche Zeitung)
Graphische Gestaltung: F. Blümel

Wächterruf

Nun lockere den verpreßten Mund!
Nun öffne die verkralte Hand!
Von Frühschein ist sie dir gesäumt.
Hast du geträumt,
von Gram sei dir das Herz gelähmt,
von Unbill starr,
von Schmach zerstört?
O fühl, es schlägt!
Als deine Stunde schlägt es dir,
o Mensch, zu deinem Auferstehn.
Du lebst!
Und blickst so zweifelnd auf?
Und gähnst? Und läßt den Dingen Lauf
ganz wie zuvor?
Und knurrst: Was hat es denn noch Sinn?
Und knallst dich batz zurück aufs Ohr?
Das könnt dir passen. Auf! Beginn! —
Beginn? Wieso? Wieso denn ich?
Wozu ist die Regierung da? —
Bei dir beginn! —
Bei mir? —
Bei dir!
In deinem engsten Hausrevier. —
Da, bitte, misch dich nicht hinein! —

Und weißt doch nirgends aus und ein.
Den Frieden mein ich. —

Frieden? Pah!

An mir liegt's nicht. —

So sieh dir selber ins Gesicht!
Was siehst du da, o liebe Zeit,
an Mißmut, Mißgunst, Streit und Neid,
an Kleinlichkeit, Rechthaberei,
Miesmacherei und Quengelei
und falschem Essen, Trunk und Gier,
Vergeudung, Plunder und Pläsier
so blöd und öd! —

Ist alles nur der Widerschein
der andern. —

Spül ihn weg mit Licht! —

Mit Licht? Das überall gebracht?
Was nützt es, daß ich mich empör?
Das Finstre siegt doch, und ich stör
bloß unsre allgemeine Ruh. —

Das tu! —

Dann kommt die Polizei. —

Ich seh, du willst mich mißverstehn.
Glaubst du noch immer, Hinterlist,
Gewalt und Krach muß nötig sein
zur Änderung, zur Besserung?
Willst du nicht anders helfen dem,
was still sich aufbaut? —

Unbequem
wirst, Wächter, du! —

Das ist mein Amt,
dich aufzuwecken. —

Ja, verdammt,
was soll ich denn? —

Gut denn, ich sag,
was not tut deinem neuen Tag:
Sei duldsam, doch nicht gegen dich!
Sei heiter, aber denke nach!
Und denke nicht nur als Partei
und nicht nur das, was dich betraf!
Anständig sei
und innerst frei
und füg dich außen freundlich ein,
an deinem Platz ein guter Stein
in deines Volkes Bau zu sein!
Fang an damit! Bei dir fang an
und wart nicht auf den Nebenmann,
ob der es kann! —

Du bringst mich wirklich um den Schlaf! —

Ach, wirklich? Nun? —

Es strengt mich an. —

So streng dich an!
Sei endlich wach!

Fang an! —

Meinst du? —

fang an! fang an!

DAS REICH DER TIERE

D

I.

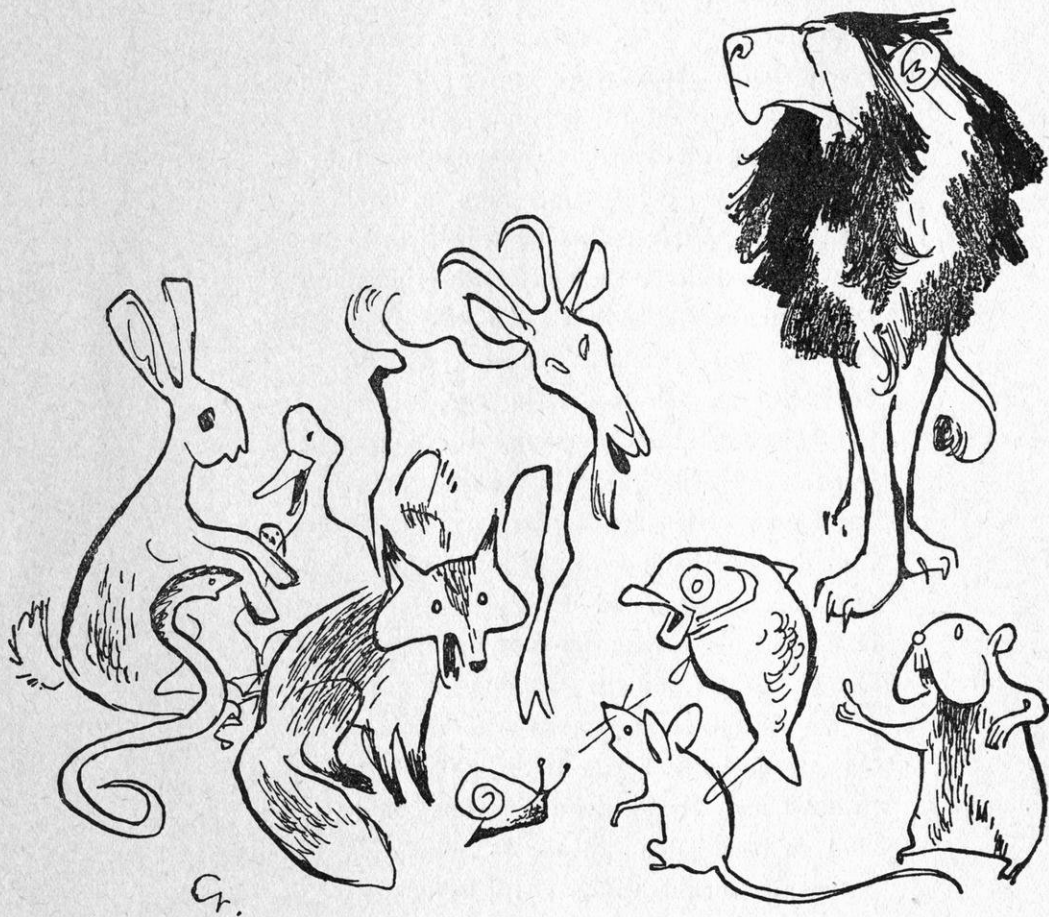
Die Hunde hatten zu lange gedient als Hunde
 Und trugen den Maulkorb Stunde für Stunde,
 Mußten schweifwedeln um jeden Brocken,
 Respektvollst dienern auf ihren Hundesocken,
 Sobald der Löwe als Pascha fuhr im Wagen,
 Und zehntausend Paschas regierten in jenen Tagen!
 Sie mußten als wohlhlöbliche Untertanen
 Auch Schildwach stehn, Frondienst leisten, zu fremden Fahnen.
 Der Löwe verkaufte sie gar für seinen teuern
 Harem, den Hunden blieben nur Hunger und Steuern.
 Ringsum drohten Zölle auf Strömen und Straßen,
 Als Leibeig'ne durften sie nicht mal ihr Dorf verlassen —
 Dann wurden sie plötzlich befreit, daß sie jubelten, sangen
 Und wußten doch mit ihrer Freiheit nichts anzufangen,
 Entwöhnt der Selbstzucht, rechthab'risch sie kläfften,
 Randalten gleich und bissen einander nach Kräften,
 Bald in hundert Parteien feindselig gespalten,
 Wollte jeder als Pascha nun schalten und walten,
 Alles Tyrannen-Elend der Knechtschaft ward vergessen,

Bis sie selber begannen sich aufzufressen —
Hui, kamen die Wölfe über sie mit Sturmeswehen —
Das soll nicht nur im Reich der Hunde geschehen!

II.

Nun hatten die Tiere eine Demokratie,
Eine „Volksgemeinschaft“ sagten sie,
Doch statt zum Volksdienst sich zu bequemen,
Verstanden sie weniger zu opfern als zu nehmen.
Schon bewiesen die Mücken ihre Wichtigkeit
Und lehnten die Tanz-Vergnügungs-Steuer ab,
Drauf bewiesen die Würmer noch im Grab,
Für gröÙere Altersversicherung wär' höchste Zeit,
Der Verband der Füchse rief nach Kinderzulage,
Die Ratten staffelten den Lohn ihrer Nage-Plage,
Die Zugvögel verlangten Kilometer-Gelder,
Die Fische als Subvention eine Strom-Gebühr,
Der Hamster-Interessenverband alle Körner der Felder,
Dazu Winterschlaf-Sporteln nach Klasse vier,
Die Hasen verlangten Repartierung der Pacht,
Und der Auerhahn wollte selbst auf die Jagd,
Der Bock hetzte hinter der Ziege,
Daß jeder die Hälfte der Körung kriege,
Der Ibis schrie und der Marabu:
„Mehr Kredit, sonst machen wir den Laden zu!“
Das Dromedar und Kamel „Allah il Allah“
Brüllten nach Stundenlohn gleitender Skala,
Und da bewilligten sich alle Windhund-Zelebritäten
Aufwands-Entschädigung, Extra-Diäten,
Daß alle Hähne im Land vor Entrüstung krähten

Und Hamster, Würmer, Fische, Mücken, Kamele,
Ratten, Füchse, Böcke, Ziegen noch mehr sich blähten,
Du liebe Seele, du liebe Seele,
So ward die Demokratie kläglich vertan —
Und der Löwe trat wieder seine Herrschaft an!



WIE MAN *nicht* DEMOKRATIE LEHRT

M

acchiavelli, der in der florentinischen Republik zur Zeit der Renaissance lebte, also zu einer Zeit, in der man die Mathematik über alles schätzte (und in der die Malerei die Perspektive und ihre Gesetze überhaupt erst entdeckte), versuchte auch auf dem Gebiet der Staatskunst die Rätsel der Politik auf mathematische Weise zu lösen, unter kalter und ruhiger Außerachtlassung alles dessen, was Humanität, Noblesse, Gefühl, Anstand, Christentum und Menschenwürde verlangen, wie eine einfache Rechenaufgabe.

„Die Florentiner“, sagte er einmal in seiner Geschichte von Florenz, „wissen die Freiheit nicht zu behaupten und können die Knechtschaft nicht ertragen.“

Dieser Satz läßt natürlich alles offen, er ist hell und dunkel, er hat zwei Standpunkte und zwei Gesichter, er ist nicht verwerflich und nicht zu preisen. Er gibt eine Gleichung. Und jede Nutzenanwendung aus seinen Feststellungen führt in ein Gewirr von Wahrheit und Unwahrheit, also keineswegs in eine ideale Demokratie.

Aus diesem Grunde hat das Werk dieses Florentiners, das unheimlich durch die Jahrhunderte schillert, die Gemüter aller derer erregt, welche die Gesicke der Völker lenken, und besonders sein „Principe“, sein Lehrbuch für Fürsten, aus dessen Kapiteln die Geigen der Liebe und die Schalmeyen der Hölle, kaum unterscheidbar, herausklingen, ist eine der leidenschaftlichst diskutierten und am furchtbarsten befolgten Grammatiken der Staatskunst geworden.

Von Karl dem Fünften, dessen riesiges Kolonialreich, zum ersten Male, Amerika und Europa umfaßte, wird berichtet, daß er den „Principe“ Macchiavellis Satz für Satz hersagen konnte. Die Tochter eines Medici, der nie richtig zur Herrschaft kam und dem Macchiavelli das Buch zur Anleitung für die Staatsgeschäfte gewidmet hatte, die Tochter Lorenzos, genannt Herzog von Urbino, die große Katharina, der die Ehre zuteil wurde, die Gattin des französischen Königs Heinrichs II. zu werden, studierte ihn eifrig, um sich durch die Kenntnis solch klugen Giftes für die französischen Bürgerkriege zu wappnen.

Als Heinrich der Vierte, der öfters seinen Glauben wechseln mußte, um die Krone Frankreichs endgültig zu erlangen, unter dem Dolch des Katholiken Ravillac fiel, trug er, wie erzählt wird, den „Principe“ in seiner Tasche.

Dieses kleine schmale Buch, in dem jedes Kapitel eine Armee ersetzt, in dem jeder Satz einen Diplomaten aufwiegt und jedes Wort ein zwiefach geschliffenes Messer ist, dieses dünne Buch war in den Händen der Christine von Schweden, des Protestantenkönigs Gustav Adolf Tochter, die in den Schoß der katholischen Kirche zurückkehrte, es hat Friedrich den Großen tief beschäftigt... Richelieu hat es lächelnd gelesen, und Napoleon hat eigenhändig Bemerkungen dazu niedergeschrieben.

Das Leben des Macchiavelli umfaßt jene Zeitspanne, in der die florentinische Republik den verzweifelten Endkampf um ihre Freiheit führte. Die Epoche der bedeutenden Medici, des mächtigen Cosimo, des klugen Lorenzo war vorüber. Unter ihnen hatte keine Tyrannei geherrscht, sie hatten den Staat allein durch hohen Einfluß und durch besondere Tüchtigkeit geführt — indem sie der Republik so viel Eigenleben beließen, als sie wünschte.

Nun, gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, erschienen plötzlich fremde Heere in Italien. Piero Medici übergab Ansehen und Macht des florentinischen Staates einem französischen König, der nicht wie die deutschen Imperatoren kraft uralter Tradition erschien, sondern als Eroberer Florenz demütigte.

Macchiavelli war Zeuge, wie das Volk nach dieser Schmähung rebellierte, er erlebte den Sturz und die Flucht der Familie Medici, er sah als Zwischenspiel die Gestalt eines Dominikaners, des Mönchs Savonarola, riesenhaft aufgewachsen, den Gottesstaat verkünden, das strenggläubige Mittelalter wieder zum Gesetz der

Stadt machen, die Bilder guter Meister, die Bücher Petrarcas und Boccaccios verbrennen . . . und er erblickte ein Jahr später, dicht unter den Fenstern des Palazzo vecchio, den Scheiterhaufen, auf dem der Dominikaner Savonarola im Zeichen der ausgleichenden Gerechtigkeit von den Florentinern verbrannt wurde.

Er spürte, wie die Welt sich plötzlich umschichtete. Er sah, daß gewaltige Kolonialreiche entstanden, daß neue Völker mit rascher Energie in die Höhe strebten und daß die Vormachtstellung von Florenz, welche zweihundert Jahre Bürgerkrieg nicht erschüttert hatten, versank.

Aus Jammer über das Schicksal seines Staates, der sich immer noch majestätisch und reich, als Bollwerk des Mittelalters, über Italien erhob, erfand Macchiavelli jenes unheimliche Gedankensystem, durch dessen Befolgung die Vaterstadt auf neuen Wegen sich, wie er glaubte, Geltung und Führung, Ansehen und Pracht verschaffen konnte . . . einerlei ob mit den Medici oder ohne sie, gleichgültig ob durch Moral oder Unmoral, unwichtig ob mit Tyrannen oder Parlamenten.

Dies ist die menschliche, historische und politische Vorgeschichte seines „Principe“. Für Macchiavelli war das Heil von Florenz und die Rettung Italiens aus einem Chaos von Fremdherrschaft, Korruption und gesunkener Moral keine Frage gottgewollter Abhängigkeiten, sondern eine Rechenaufgabe, die so oder so zu lösen war, je wie die Lage es erforderte: Mathematik der Güte oder Mathematik der Gewalt. Es war ihm gleich.

Er setzte alles unter Wasser, was seither an Tugend und Haltung, Sitte und Moral für das Fundament des Lebens und der Völker galt. Er verneinte dies alles zwar nicht. Er bewies nur, daß man diese Gesetze vielleicht anwenden könne, vielleicht aber außer acht lassen müsse, dem jeweils höheren Zweck, der Wohlfahrt des Staates zuliebe.

Er war kein Amoralist. Er spielte nur Ball mit der Tugend. Er war ein Zauberer, der Macht und Moral, Demut und Brutalität so rasch auszuwechseln verstand, daß diejenigen, die nicht starke Herzen besaßen, kaum zu folgen vermochten und nie recht begriffen, mit welchen Trümpfen er gerade spielte.

Er stellte die Grausamkeit eines Scheusals wie Cesare Borgia (den er als Tatmenschen irgendwie liebte) der Menschlichkeit der Florentiner gegenüber und

stellte die Frage, ob die Brutalität eines Borgia, durch welche die Romagna in Frieden und Einheit gehalten worden sei, nicht mehr Lob verdiene als die Humanität der Florentiner, die, um nicht als grausam zu gelten, erlaubten, daß die Stadt Pistoja zerstört wurde.

Er stellte weiterhin die Frage, ob es infolgedessen für einen Fürsten besser sei, geliebt oder gefürchtet zu werden. Und er antwortete darauf in dem berüchtigten siebzehnten Kapitel des „Principe“ mit der Methode, die sein ganzes Buch durchzieht: beides sei gut.

Er zerlegt auf ähnliche Weise die menschliche Natur. Er fragt, auf welche Gefühle der Menschen ein Fürst sich besser verlassen könne, auf die der Dankbarkeit oder auf die Furcht. Er stellt fest, daß die Neigung der Menschen nachlasse, wenn ihr Eigennutz mit ihrem Liebesgefühl in Streit gerate, daß aber die Angst vor Züchtigung niemals abreiße. Und er antwortet schließlich, es sei gut, sich weder auf die Dankbarkeit zu verlassen, weil sie fragwürdig sei, noch auf die Furcht der Menschen, weil sie in Haß umschlagen könne — sondern es sei besser, beides zu züchten: die Neigung u n d die Angst.

Er zeigt am Beispiel Hannibals, der ein aus vielen Rassen zusammengewürfeltes Heer ohne jeden Aufstand zu nie wieder erreichten Siegeszügen führte, und an der Gestalt des Scipio, dessen gute römische Armee in Spanien rebellierte, daß die Grausamkeit des Karthagers sich vorteilhafter erwiesen habe als die gerühmte Humanität des römischen Feldherrn.

Aber er beweist dann sofort, daß dies alles nur an dem ihm gemäßen Platz richtig sei . . . , daß in einem republikanischen Rom den Scipio seine Milde geehrt und daß ihm die Rebellion nichts geschadet habe, während der Karthager, wie die Kriegslage und die geographische Situation nun einmal waren, kein anderes Mittel als die rücksichtslose Brutalität habe kennen dürfen. Und er folgert wiederum: beides sei gut, Grausamkeit u n d Menschenliebe.

Er stellt in dem achtzehnten Kapitel des „Principe“ schließlich fest, daß es zwei Arten zu kämpfen gebe: eine durch die Gesetze . . . die andere durch die Gewalt. Die erste Art nennt er die den Menschen, die zweite die den Tieren entsprechende. Aber im gleichen Atem bekennt er, daß eine dieser Kampfarten oft nicht genüge, und er krönt, in einem beispiellosen Vergleich, den Kentauren, der den Achill

erzog, ein Geschöpf, das halb Hengst, halb Mann war, zum Ideal des Beraters. Er stellt schließlich fest, daß es nachteilig sei, stets redlich zu sein, daß es sich aber sicher nützlich erweisen werde, fromm, treu, gottesfürchtig und redlich zu s c h e i n e n.

Kühner fürwahr hat niemand das göttliche Weltbild ins Schwanken gebracht, restloser niemand die Sittengesetze in Frage gestellt als dieser Mann, der keine neue Moral mit sich führte, der weder die Tugenden wirklich angriff noch im Ernst die Verbrechen lobte, sondern sich damit begnügte, nach genauen Regeln mit allen wichtigen Begriffen zu spielen.

Dieses Spiel ging im höchsten Ernst vor sich, ohne jede Willkür, ohne jeden Zynismus. Der Mann, der seine Lehren erteilte, war ein verkappter Illusionist, ein Schwärmer des Praktischen, ein Begeisterter und Vernarrter. Dabei sah er die Dinge mit grausamer Schärfe, hielt sich nicht an Phantasien und nicht an gewagte Ziele, sondern blickte immer nur ins Gesicht der Wirklichkeit.

Aber was er hier erkannte, das errechnete er mit jenem Fanatismus, der wie Sachlichkeit wirkt, mit jener Kühle, die wie Hohn schimmert, aber Feuer ist, mit jener Gelassenheit, die ihre Kraft aus der Tatsache zieht, daß sie die Spielregeln und ihre Unangreifbarkeit kennt . . . die Regeln der Mathematik, mit der auch Menschenwürde und Menschenleid, Glück und Elend, Niedergang und Triumph zu verwandeln und zu verändern sind.

Daß dieses Spiel mit der Politik, das heißt mit Menschen, keines ist, das dem praktischen wie dem ideologischen Sinn einer wahrhaften Demokratie entspricht, darüber braucht kein Wort verloren zu werden.



In einer freiheitlichen Verfassung kommt es auf die Kunst an, alle unter einen Hut zu bringen, der kein Helm ist.

In der Beurteilung von öffentlichen Fragen ist der Einzelne oft dumm; das Publikum im Ganzen aber ist ein verflucht gescheiter Kerl.

Die Bedeutung eines Menschen zeigt sich darin, wie er Herr über die Anarchie seiner Gefühle wird.

Wie der Einzelne in einem bestimmten Abschnitt seiner menschlichen Reife für mündig erklärt wird, so sollte auch jedes Staatswesen in einem gewissen Zustand ethischer Reife seiner Mitglieder für mündig, für zur Selbstverwaltung reif erklärt werden.

Eine Staatsform nur um ihrer Vorzüge willen lieben, heißt sie gar nicht lieben.

FREIHEIT *oder* SKLAVEREI

D

ie Frage, vor welche die ganze Menschheit heute gestellt ist, und vor der es ein Ausweichen nicht mehr gibt, heißt: Freiheit oder Sklaverei.

Freiheit aber wird niemand geschenkt, sie muß erworben und verdient werden. Verliehen und erhalten werden aber kann die Freiheit nur dem, der Verantwortung übernimmt, und ohne Freiheit gibt es keine echte Verantwortung. So ist die Übernahme von Verantwortung die Forderung des Tages.

In einem Lande wie Deutschland, in dem nach dem grauenhaften Mißbrauch, der Verlotterung, ja Schändung der Sprache eine gradezu babylonische Sprachver-

wirrung herrscht, ist es notwendig, eine genaue Begriffsbestimmung vorzunehmen zur Vermeidung nutzlosen Aneinandervorbeiredens. Zu einer genauen Begriffsbestimmung nehme ich einen Eidshelfer aus dem schweizer Geistesleben: Prof. Max Huber, den früheren Präsidenten des Internationalen Roten Kreuzes, vormals Mitglied auch des Haager Schiedsgerichtshofes und einen Rechtslehrer von Weltruf. Der Eingangsaufsatz des zweiten Bandes der gesammelten Aufsätze Max Hubers mit dem Titel „Glauben und Kirche“ handelt von der Verantwortung.

Verantwortung ist nach Huber überall da gegeben, wo unser Tun und Lassen Wirkungen für unsere Mitmenschen hat. Schon der Wortsinn zeigt, daß es sich bei ihr um ein begründendes und rechtfertigendes Antworten auf gestellte Fragen handelt, im tiefen Gegensatz zum bloßen Hören. Antworten bedeutet also Aktivität, und das scheidet sie von dem einfachen Gehorsam, der nur fremden Willen vollzieht. Verantwortung vertritt den eigenen Willen, also kann sie nur da sein, wo Freiheit ist. Verantwortung beruht auf der menschlichen Persönlichkeit, die ihren Wert erst durch das Einstehen für das eigene Handeln erreicht.

Aber die Verantwortung macht die eigene Persönlichkeit nicht zum autonomen Mittelpunkt der Welt, sondern setzt sie in Beziehung zur Gemeinschaft. Den tiefsten Sinn der Verantwortung für uns selber und gegenüber unsern Mitmenschen findet Huber in den beiden ewigen Gottes- und Menschheitsfragen aus der Genesis, dem A und O aller tieferen Religionen und Philosophien: „Mensch, wo bist du?“ und „Wo ist dein Bruder?“ Die Verantwortung ist eine dreifache. Sie umfaßt nicht nur die Gegenwart, sondern auch die ferne Zukunft und die ferne Vergangenheit. Die Erfüllung übernommener echter Verantwortung — eine Übernahme, die das auszeichnende Stigma der ernstesten Menschen ist — wird uns nicht aus eigener Kraft zuteil, sondern bleibt wie alles Große im Leben, jenseits allen menschlichen Rechts, Gnade.

Das Gefühl der Verpflichtung zur Übernahme echter Verantwortung hat in nahezu umgekehrtem Verhältnis zum Fortschritt des menschlichen Geistes seit Jahrhunderten abgenommen. Die Freude über die Entdeckungen und die Ergebnisse der Forschungen verleitete die Menschen dazu, die Verantwortung der fernen Zukunft und die möglichen Folgen der Entdeckungen außer Acht zu lassen. Es liegt nun einmal in der Art des Menschen, der Natur ihre letzten Geheimnisse entreißen zu wollen, weil er dadurch die Grenzen seiner Macht erweitert. Das

19. Jahrhundert sah nur die Vorteile, nicht die Konsequenzen der großen Erfindungen und Entdeckungen der Technik und der Naturwissenschaften, unterschätzte die Steigerung der Begehrlichkeit und der ewigen Unruhe und das stete Gefährdetsein des von allen Bindungen gelösten Geistes. Der Mangel an Verantwortung aber liegt darin, daß die menschliche Einsicht nicht bedachte, wohin die praktische Anwendung wunderbarer Forschungsergebnisse führen kann. Man legte sich keine Rechenschaft darüber ab, daß man auch außerhalb des rechtlichen Bereichs nach allen Folgen unseres Tuns für unsere Mitmenschen zu fragen und unser Tun danach zu gestalten hat. Über den gewaltigen Fortschritten und der Erweiterung der menschlichen Machtfülle überlegte man nicht, daß die kunstvollen Apparate einmal umschlagen und aus produktiven und zeugenden Leistungen plötzlich negative und zerstörende werden konnten. Aus der Hygieneforschung ergab sich die Möglichkeit des Bakterienkrieges, aus der Chemie mit der Gewinnung des Stickstoffes aus der Luft die des Gaskrieges, aus der Physik — die der Atombombe!

Niemand hat erkannt, daß die Frage, wie der Mißbrauch der Erkenntnis zu verhindern wäre, weitaus wichtiger ist als die Bewahrung von Staatsgeheimnissen. Die Forschung an sich hat der Menschheit eine Aufgabe gestellt, die bisher überhaupt noch nicht gesehen worden ist, nämlich die Aufgabe, sich den Ergebnissen der Forschung gewachsen zu zeigen. Die Erkenntnis hat sich Bahn gebrochen, daß die Krise der Menschheit wesentlich darauf beruht, daß die moralischen Kräfte und die Kräfte des Herzens nicht in dem gleichen Maße gewachsen sind wie die der Erkenntnis und der Forschung und die technischen Fähigkeiten des Menschen.

Wir können den Konflikt rechtlicher und moralischer, nationaler und zwischenstaatlicher Verantwortlichkeiten nicht lösen, wenn diese nicht auf eine letzte, gleichzeitig menschliche und göttliche Verantwortung zurückgeführt sind. Man muß die menschlichen Handlungen an einem gemeinsamen System unverrückbarer Koordinaten messen. Sonst fallen die Verantwortungen des Einzelnen auseinander in den verantwortungslosen Kampf individueller und kollektiver Egoismen.

Die echte Verantwortung fordert von jedem Einzelnen ein klares Ja und ein klares Nein. Niemand darf der Entscheidung ausweichen. Es entscheidet schlechterdings über den Wert eines Menschen, ob er bereit ist, Verantwortung zu übernehmen. Denn Verantwortung ist eine hohe und ernste Sache, weil sie wie den Ernst auch den Sinn des Lebens zum Ausdruck bringt. Unsern Nächsten gegen-

über drücken wir uns gar zu gerne von der Verantwortung unter leidlich plausiblen Vorwänden. Tagtäglich sehen wir die Fülle unvorstellbaren Elends der Vertriebenen, das gebrannte Herzeleid der Frauen, Mütter und Kinder, die um ihre in der Kriegsgefangenschaft, in Kerkern und Konzentrationslagern zurückgehaltenen und verschleppten Söhne, Männer, Brüder, ja auch ihre Töchter sich härmern. Man fühlt ein pflichtschuldiges Mitleid — aber oft glaubt man, damit genug getan zu haben — und hat doch nichts getan. Denn demokratische Gesinnung verpflichtet zum Dienst am Nächsten, und die Übernahme von Verantwortung beginnt im engsten Kreis: in der Familie und der Gemeinde. Erst wenn jemand sich in der politischen Kleinarbeit bewährt und Erfahrungen gesammelt hat, kann er sich berechtigt fühlen, auch im größeren Rahmen zu wirken.

Vor welche Entscheidung im Großen ist denn nun der verantwortungsbewußte Mensch gestellt? Vor eine Entscheidung zwischen West und Ost? O nein — (obwohl es hier eine Gesinnungsneutralität heute nicht mehr geben kann). Es ist festzustellen, daß der Gegensatz zwischen Ost und West zunächst ein ausgesprochen machtpolitischer ist, ein Gegensatz zwischen USA und Sowjetrußland.

Zu diesem gesellt sich, den Gegensatz verschärfend, ein weltwirtschaftlicher Gegensatz. Beide werden vergrößert und vergrößert durch eine Propaganda, die auf beiden Seiten nicht die Wahrheit will und nicht beabsichtigt, geistige Entscheidungen zu suchen. Im Gegenteil wird auf beiden Seiten ein verwegenes und zynisches Spiel mit Argumenten und Gegenargumenten getrieben, hinter dem als letzter Ausweg ein Spiel mit Krieg und Frieden steht. Es ist nahezu unmöglich, die Grenze abzustecken, wo die reine Propaganda, d. h. der bewußte Mißbrauch geistiger Argumente, beginnt und wo er aufhört.

Damit gelangen wir zum dritten Aspekt des Gegensatzes zwischen Ost und West, dem der Ideologien. Es ist zu billig, ihn auf die Formel zu reduzieren: Kapitalismus gegen Kommunismus. Denn ein Vergleich beider ist nur bedingt möglich. Er ist möglich, soweit beide bestimmte Wirtschaftsauffassungen sind. Der Kapitalismus glaubt an die regelnde Kraft der Freiheit im wirtschaftlichen Leben und will die wirtschaftlichen Gesetze sich allein aus sich selbst entwickeln lassen. Der Kommunismus hingegen, der glaubt, daß bei einer solchen freien Entwicklung die Gerechtigkeit zu kurz kommt, will das gesamte wirtschaftliche Geschehen der Allmacht des Staates übertragen. So weit, so gut. Aber dabei darf die Untersuchung nicht Halt machen. Denn der Kapitalismus ist kein Dogma, kein starres

System, sondern beständigen Veränderungen unterworfen, die er willig akzeptiert. Er ist nur eine Wirtschaftslehre, die beständig den verschiedensten Einflüssen ausgesetzt gewesen ist und bleibt. Der Kapitalismus ist nicht der entscheidende Wesenszug des Westens. Denn neben ihm stehen andere Lehren und andere Formen wirtschaftlicher Auffassungen. Grade dieses Nebeneinander ist ein Charakteristikum dessen, was wir die Freiheit des Westens nennen. Der Kommunismus aber erhebt den Anspruch, eine totale, das Ganze der Menschen beanspruchende, völlig diesseitige Heilslehre zu sein. Es gibt keine folgerichtiger Theorie als ihn, welche die Selbsterlösung des Menschen verkündet. Er verneint konsequent Gott und das Jenseits und leugnet die Gotteskindschaft der Menschen. In seinem Bereich herrscht nur eine einzige Lehre, im vollen Gegensatz zum Westen, mit einer beispiellosen Konsequenz und unerbittlicher blutigster Intoleranz. Nächstenliebe und Barmherzigkeit, Gewissen und Verantwortung vor einem jenseitigen Faktor sind für ihn bürgerliche Vorurteile.

Aber wir wollen dem Kommunismus nicht Unrecht tun. Wir sprechen hier nicht von dem Kommunismus der frühchristlichen Gemeinden, von kommunistischen Theorien und Versuchen reiner Idealisten. Sondern von dem bolschewistischen Lenin-Stalinismus, der für überzeugte, ehrliche Kommunisten ein Verrat an der Menschheitsidee des reinen Kommunismus bedeutet.

Niemand kann weiter davon entfernt sein als ich, den Westen als den Träger des Lichtes oder gar als den Gottesstaat anzuerkennen, in dem die lautere Wahrheit ihren Platz hätte. Ich weiß, daß auch die westlichen Demokratien durchweg machtbewußte, rein weltliche Staaten sind, und daß auch im Westen die Menschen, die ihr Leben ohne Gott und gegen Gottes Gebote führen, die Mehrheit bilden. Aber im Westen können die Kirchen, können die Christen für Gott und Christus kämpfen und laut und unbehindert seine Botschaft verkünden. So lautet der Gegensatz nicht: Kapitalismus und Kommunismus, sondern: niedrigste Knechtschaft und Freiheit.

Trotz der furchtbaren Lehre, die uns erteilt ist, wird wiederum ein Kompromiß gesucht, wo es keinen Kompromiß geben kann, weil auf der Gegenseite jeder Wille dazu fehlt und es sich um Inkompatibilitäten handelt, und ein Kompromiß nicht sein darf aus letzter Verantwortung gegenüber Gott und dem eigenen Gewissen. So formuliert sich der Gegensatz zu seiner letzten Steigerung: Gott oder

Satan. Für den Menschen von Verantwortung darf die Option nicht schwer sein: es ist ein klares, unbedingtes Nein zu sagen.

Damit aber ist die Verantwortung nicht ausgeschöpft. Es darf kein „Anti“ als Richtschnur des eigenen Handelns geben. Anti allein bedeutet immer ein Eingeständnis eigener Schwäche. Die Parole kann nur lauten: für eine Demokratie der Zehn Gebote, wie Carl Goerdeler es formuliert hat.

Vergessen wir vor allem niemals, daß nur absolute Lösungen menschlich anständig sind. Denn es gibt heute keine Gesinnungsneutralität! Wir sind nicht eingeweiht in die Zwecke der ewigen Weisheit, und wir können sie nicht festlegen durch ein keckes Antizipieren eines Weltplans. Aber wir glauben, daß der Menschheit noch einmal eine Sternstunde beschert ist, in der sie sich entscheiden kann für Gott oder für Satan, und daß wir Deutschen einen gültigen Beitrag dazu liefern können. Der freien Menschheit zu helfen, die rechte Entscheidung zu treffen, in einer Haltung, die Vorbild sein kann und ein neues Gefühl für eine gemeinsame Verantwortung, basierend auf der Verantwortung jedes Einzelnen, für alle Menschen der Welt und eine überall wachsende Sehnsucht nach einer brüderlichen Gesinnung der Menschen bedeutet — das ist die Forderung des Tages für uns — und unsere letzte und höchste demokratische Verantwortung.

*In unserem Staate genießen
alle Meinungen die gleichen Rechte, solange
ihre Vertreter die Gesetze respektieren und
nicht darauf aus sind, dieses Grundrecht der
freien Meinungsäußerung zu beseitigen!*

**DIE OPPOSITION DARF NICHT SELBSTZWECK, SONDERN
NUR MITTEL ZUM ZWECK SEIN!**

Immer mitlaufen

I m m e r o b e n s c h w i m m e n . . .

Eichhörnchen in der Trommel lief
Und jedem stolz und strahlend rief:
„Laufe mit - laufe mit -
Halte Schritt - halte Schritt -
Wenn du nicht ganz von Sinnen bist,
Erkennst du nun, was Fortschritt ist!

Ich laufe durch die Monarchie,
Laufe durch Demokratie,
Laufe durch den Bolschewismus,
Jede Zeit und jeden Fiskus,
Ich lauf' durch jede Religion,
Ich lief mit allen Göttern schon, -
Das Wichtigste für jedermann,
Wenn er nur richtig laufen kann!“

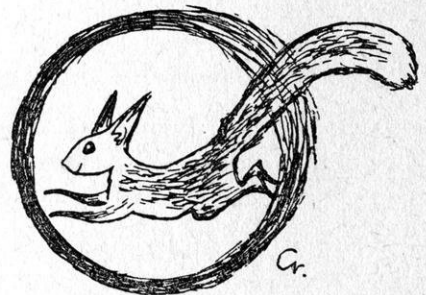
„O Jeminee -“ der Enterich lacht:
„Das nennst du Fortschritt, armer Wicht?
Ich schwimme nur - ich laufe nicht -
Das hat mich herrlich zum Gewicht
Buntfarbig, schnabelfroh gemacht!

Ich schwimme durch die Monarchie,
Schwimme durch Demokratie,
Schwimme durch den Bolschewismus,
Jede Zeit und jeden Fiskus,
Ich schwimm' durch jede Religion
Und schwamm mit allen Göttern schon -
Das Wichtigste, wenn jedermann
Nur ruhig oben schwimmen kann!“

Der Marabu als Richter spricht:
„Liegt große Weisheit in dem Spiel,
Wenn Dir nur nicht die Trommel bricht
Und Dir nur nicht der Teich versiegt,
Drum bleibt die Kunst: denkt nicht zu viel!

Denn jeder treibt's, wie er es muß,
Ob hundertmal er anders möcht',
Dem bleibt das Laufen doch Genuß,
Und diesem ist das Schwimmen recht,
Wer das zu stören sich erfrecht,
'ran! Dann ist Schluß!
Und sei's die Trommel, sei's der Teich,
Feste druff! Auf zum Streich!
Ob Blut, ob Tod - ist alles gleich!“

Eichhörnchen schießt den Enterich an,
Disput, Krakeel, war alles aus --
Der Marabu als kluger Mann
Trank einen Schnaps und ging nach Haus . . .



KEIN OBRIGKEITSSTAAT

W

ie wenig sind sich auch heute noch die Deutschen über die Bedeutung der demokratischen Staatsform im klaren! Unsere Vorfahren dachten da anders. Die Germanen lebten in freien Volksstaaten, der Gemeinfreie wirkte in Gericht und Volksversammlung (Thing) bewußt und kräftig im politischen Leben mit.

Das altgermanische Freiheitsbewußtsein ging im deutschen Volke nie verloren. Im früheren Mittelalter schrieb der deutsche Mönch Manegold v. Lautenbach, daß alle Staatsgewalt vom Volke ausginge, daß selbst der König nur einen Auftrag, ein Amt verwalte, und am Beginn der Neuzeit lehrte Johann Althusius ebenfalls dies Prinzip der Volkssouveränität.

Der Gedanke der Freiheit hat also nie geruht, und dies ist kein Wunder, da die Demokratie nicht nur als politische Staatsform, sondern darüber hinaus als geistige und soziale Lebensform dem abendländischen Menschen geradezu angepaßt ist.

Die Demokratie geht von dem freien Einzelmenschen, seinem Persönlichkeitswert aus. Freiheit heißt in erster Linie Selbstbestimmung, Autonomie. Nicht nur sich

selbst zu erkennen, hat schon die griechische Philosophie als Aufgabe des Menschen bezeichnet, sondern darüber hinaus nach eigenem Willen zu leben und das Gesetz für die Entwicklung und Entfaltung der eigenen Kräfte, der Persönlichkeit, des Lebens selbst zu bestimmen. Hierin liegt das Wesen der „Würde des Menschen“, der humanitas, die im Bonner Grundgesetz an den Anfang aller Grundrechte des Staatsbürgers gestellt wird. Darum legt das Bonner Grundgesetz auch an mehreren Stellen fest, daß es auf einer „freiheitlichen demokratischen Grundordnung“ beruht.

Verlangt der Bürger für sich Freiheit und Selbstbestimmung, so muß er dieselbe Freiheit und Selbstbestimmung auch seinem Mitbürger einräumen; dies ist es, was man demokratische Gleichheit nennt. Auch der Mitmensch verlangt als Konkurrent seine „chance“, auch der politische Gegner muß „fair“ behandelt werden. So ist also auch im öffentlichen Leben die Auffassung Andersdenkender zu achten, die in der Minderheit gebliebene Opposition zu respektieren. Schon vor mehr als 2000 Jahren nannte man dies im alten Athen „demokratischen Anstand“, vor Gericht und Behörden hieß es selbstverständlich „Anstand geht vor Recht“.

Jeder Mißbrauch der Freiheit verstößt daher nicht nur gegen Sitte und Sittlichkeit, sondern auch gegen die Rechtsordnung. Das Bonner Grundgesetz hat zur Verhinderung solchen Mißbrauchs Bestimmungen erlassen (Artikel 18), die in der Demokratie zur Erhaltung von Freiheit und Gleichheit, also zur Sicherung des Grundfundamentes notwendig sind.

Andererseits verlangen die widerstreitigen Interessen den Ausgleich. Man kann sagen: Die Demokratie ist die Staatsform der Gleichheit und damit auch des Ausgleichs. Wer den gedankenreichen Aufsatz von Max Scheler „Der Mensch im Weltalter des Ausgleichs“ gelesen hat, muß die geradezu schicksalsschwere Bedeutung dieser Grundidee erkennen.

Wo jeder tun und lassen kann, was er will, wo jeder seine materiellen und geistigen Interessen nach besten Kräften verfolgen darf und sogar soll, da müssen natürlich die Meinungen und Betätigungen im sozialen und politischen Leben überall aufeinanderprallen. Dies entspricht ja dem Wesen der Demokratie, daß der Tüchtige sich durchsetzen, daß die Höchstleistung erstrebt und nicht gehemmt werden soll. Im freien Konkurrenzkampf, im freien Leistungsbewerb, in der freien öffentlichen Diskussion aller Probleme sollen die besten Persönlichkeiten, die

„Elite“, zur Führung aufsteigen. Nach Heraklit ist der Kampf der Vater aller Dinge, und tatsächlich ist in diesem Sinne die Demokratie die Staatsform des kämpferischen, des tapferen, einsichtigen, aktiven, kurz des freiheitlichen, dabei anständigen und rechtlichen Menschen.

Wo diese größtmögliche Freiheit nicht nur gepriesen, sondern auch tatsächlich durchgeführt wird, da können indes Fairneß und Gleichheit allein nicht ausreichen, um diese Staatsform zu festigen; es muß vielmehr dieser materielle und geistige Kampf aller Bürger auf einem festen Boden ausgetragen werden, auf dem sicheren und unumstößlichen Fundament des Rechts.

Plato und Aristoteles, von so verschiedener Eigenart sie auch sind, stimmen in einer Hinsicht überein: Monarchie, Aristokratie oder Demokratie, diese Staatsformen sind gut, wenn in ihnen nach Recht und Gesetz regiert und gerichtet wird, d. h., wenn sie Rechtsstaat sind; wird der Boden der Rechtsordnung verlassen, so sind sie schlecht und letzten Endes ohne Bestand, sie werden zur Tyrannis, Oligarchie und Ochlokratie. Dabei mögen Tyrannis und Oligarchie wohl eine Zeitlang in Rechtlosigkeit bestehen können, für die Demokratie ist dies aus ihrem Wesen heraus ganz unmöglich. In der Demokratie genügt auch nicht eine entsprechende Zivil- und Strafgerichtsbarkeit; ohne eine umfassende Verwaltungs- und Verfassungsgerichtsbarkeit kann eine Demokratie kaum Dauer haben. Unsere Weimarer Verfassung von 1919 ist im wesentlichen daran gescheitert, daß ihr die wirksame Verfassungs- und Verwaltungsgerichtsbarkeit fehlte, wobei dann noch der Mißbrauch von Grundrechten hinzukam. Mit Recht hebt daher das Bonner Grundgesetz hervor, daß Deutschland ein „sozialer Rechtsstaat“ ist. Die Verfassung will, daß das Recht besonders die in der Entfaltung ihrer Kräfte Gehinderten, die Schwachen und Hilfsbedürftigen im Lebenskampfe stützt.

Im Rechtsstaat sind auch Staat und öffentliche Körperschaften an Recht und Gesetz gebunden, sie haben daher vor den Gerichten in jedem Falle eines Rechtsstreites Recht zu nehmen. Erfreulicherweise hat das Bonner Grundgesetz diesen Gedanken in vollem Umfange entwickelt, wenn auch im Interesse einer einheitlichen und unabhängigen Rechtspflege zu wünschen wäre, daß die Gerichte aus der Eingliederung in die Exekutive, wo sie zudem noch verschiedenen Ministern unterstehen, herausgenommen würden und ebenso wie die Parlamente Selbstverwaltung erhielten. Wir brauchen auch in Deutschland eine ähnliche Institution wie das angelsächsische „contempt of court“ (Beleidigung des Gerichtshofes), um sicher-

zustellen, daß alle Urteile, auch die der Verfassungs- und Verwaltungsgerichte, durchgeführt werden.

So hat das Recht in der Demokratie die besondere Funktion, die Freiheitssphäre des Bürgers von dem öffentlichen Gemeininteresse abzugrenzen. Alle öffentliche Gewalt in der Demokratie beruht auf dem Recht. Sie ist also immer hierdurch beschränkt. Nicht nur der Richter ist an das Recht gebunden, sondern ebenso die Legislative wie die Exekutive (Regierung und Verwaltung). Es gibt also im Staatsleben keine rechtsfreie — etwa eine politische — Sphäre, die der Beurteilung der Verwaltungs- und Verfassungsgerichte entzogen sein könnte.

Der deutsche Bürger wird diesen großen Umkreis der Freiheit, wie sie ihm nur die Demokratie gewähren kann, nur erhalten, wenn er dessen würdig ist.

Wenn schon die Demokratie die Staatsform des kämpferischen Menschen ist, so gilt das nicht nur für das private Leben; der Mensch ist ein soziales Wesen, und daher muß jeder Bürger besonders im öffentlichen Leben Aktivität entfalten. Es ist auch ein Wort Heraklits, daß die Bürger für das Recht kämpfen müßten wie für ihre Stadtmauer. Die Demokratie kann kein Obrigkeitsstaat sein; jeder Bürokratismus bedeutet das Ende der Demokratie. Mehr als früher muß sich daher der deutsche Bürger dem Staat widmen. Wenn auch die unmittelbare Anteilnahme am politischen Leben des Bundes und der Länder geringere Möglichkeiten bietet, so besteht doch die Notwendigkeit einer größeren aktiven Mitbetätigung in der kommunalen — und sonstigen Selbstverwaltung. Auch das Leben und die Organisation der politischen Parteien werden sich zum Besseren wenden, wenn diese durch fortgesetzte persönliche Teilnahme der Mitglieder mehr und mehr wirkliche Sprecher der öffentlichen Meinung werden. Dazu ist eine vollständige Publizität des öffentlichen Lebens, auch des Staatslebens, natürliche Voraussetzung. Diese aktive Teilnahme der Bürger dürfte die Parteien auch etwas mehr von der abstrakten Partei-Doktrin lösen und sie dazu bringen, praktische, konkrete Politik zu führen. Dies ist aber die Voraussetzung für eine echte, dem Ausgleich und Fortschritt dienende Demokratie.



DER GEBURTSTAG DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND WAR AM 7. SEPTEMBER 1949

*An diesem Tage traten der Deutsche Bundestag und der Bundesrat
in Bonn zum ersten Male zusammen.*

Was

War

Wann?

Das GRUNDGESETZ
DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND
wurde am 8. Mai 1949 in Bonn beschlossen und
am 23. Mai 1949 verkündet.

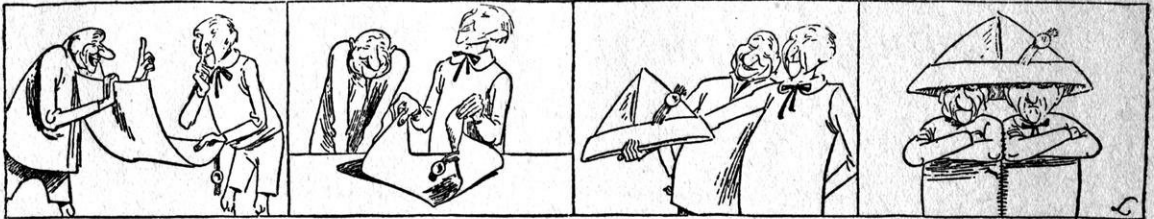
Die ersten BUNDESTAGSWAHLEN fanden
am 14. August 1949 statt.

Der erste PRÄSIDENT der Bundesrepublik,
Prof. Dr. THEODOR HEUSS, wurde am
12. September 1949 durch die Bundesversamm-
lung gewählt.

Am 15. September 1949
wählte der Bundestag den ersten Bundeskanzler,
Dr. KONRAD ADENAUER.

Am 13. Juli 1950 trat die Bundesrepublik als
assoziiertes Mitglied dem EUROPA-RAT bei.

DER SCHUMANPLAN



ein schönes Papier

mit geradezu ...

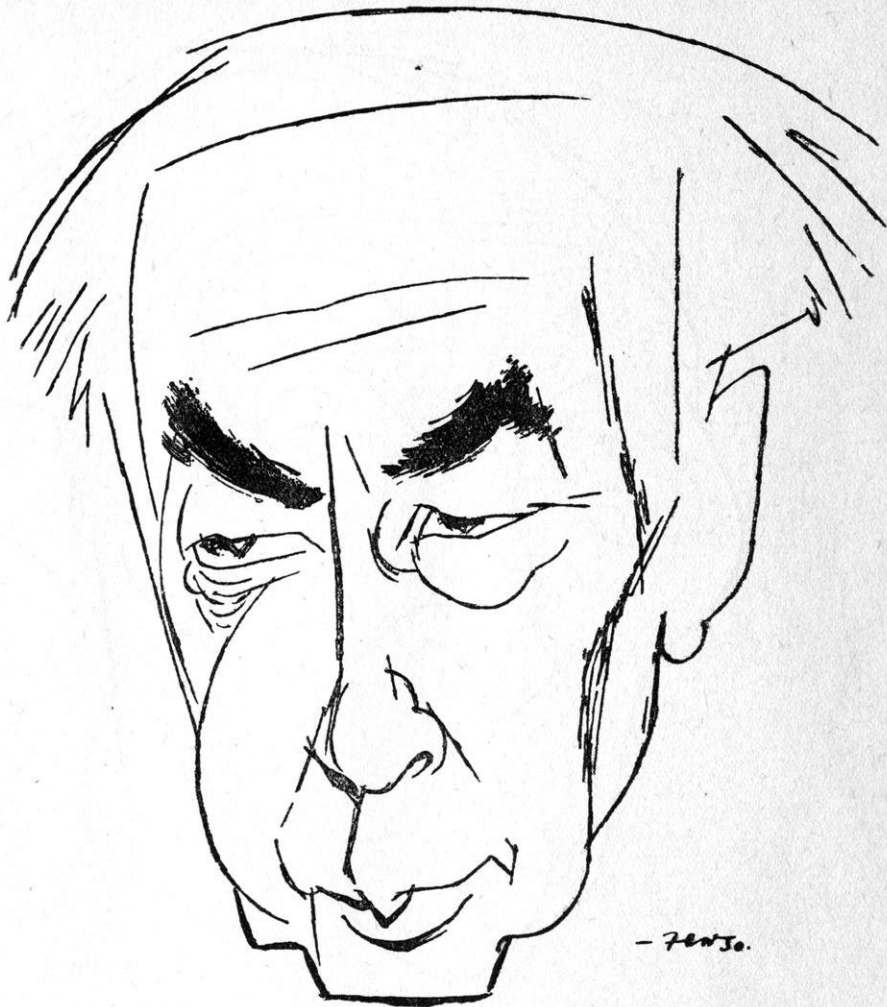
unwahrscheinlichen ...

Möglichkeiten

RATIFIZIERUNG ?

Das demokratische Verfahren war nie glatt und bequem. Mit seinen Bremsvorrichtungen verteilt es die Verantwortungen, und im tiefsten Sinn will es den Bürger dazu erziehen, selbst Verantwortungen zu übernehmen.

THEODOR HEUSS



BUNDESPRÄSIDENT THEODOR HEUSS



-Furso.

BUNDESKANZLER DR. KONRAD ADENAUER



- 20/49.

DR. KURT SCHUMACHER

POLITISCHER PFADFINDER

D

u schreibst, es falle dem denkenden und dichtenden Deutschen — und das sei der bessere Teil unseres Volkes — (warum machst Du diese überholte und undemokratische Rangordnung, denn jeder ist ein gleichwertiger Arbeiter am Weinberg des Herrn) unsäglich schwer, sich heute für eine der um die Macht ringenden Parteien zu entscheiden. Sie alle seien mehr oder minder auf Kampf eingestellt, insofern sie einen möglichst großen Einfluß auf die künftige Gestaltung unseres Vaterlandes zu gewinnen suchen und dabei hauptsächlich zunächst für ihre Anführer und Anhänger Geltung erstrebten. Es sei noch immer der von Nietzsche heraufbeschworene verruchte Wille zur Macht, der sie beseele. Und gerade ihn möchte der geistige wie der gefühlvolle Deutsche möglichst beseitigt wissen, weil es ihm auf die innere Verbundenheit ankommt.

Nun ja, man kann der Ansicht des Heraklit, des Dunklen, des Hegels des Altertums sein, daß der Kampf der Vater aller Dinge sei, wir haben diesen Trugschluß zweimal bitter bezahlen müssen. Mit dieser Lehre ist das Gemütsbedürfnis, das sich nun einmal ein großer Teil der Menschheit, und wiederum der bessere, nicht abgewöhnen kann, wenig befriedigt. Dieser wertvolle Teil sucht beständig nach einem Ausgleich, einer Versöhnung zwischen den einander widerstrebenden Ansichten, und für ihn rufen die in Verruf gebrachten Worte „Kompromiß“, zu deutsch „Verständigung“, und „Toleranz“, zu deutsch „Duldsamkeit“, keinen Abscheu hervor. Ihm ist jede bloße Machtherrschaft, einerlei woher sie kommt, gleich zuwider. Und es ergeht ihm wie dem größten Dichter Italiens, Dante, dessen Lieblingswort Pace (Frieden) lautete, und dem das Verhaßteste Parte (Partei) war.

Aber was zum Teufel, wirst Du fragen, wen willst Du denn, um bei einem praktischen Beispiel zu bleiben, wählen? Für irgendeine Partei mußt Du Dich doch entscheiden!

Auf die Frage läßt sich für mich und für diejenigen, die meine Sinnesart teilen, nur e i n e Antwort und Entscheidung finden: Ich wähle die Partei, der am meisten am Frieden und an der Eintracht gelegen ist. Sowohl am Frieden mit der Welt als auch an einem guten Einvernehmen im Innern unseres armen Vaterlandes, dessen künftiges Wohlergehen von einer einheitlichen Zusammenarbeit aller Deutschen abhängt.

Nun, wirst Du einwerfen: Diese Ziele verfolgen ja sämtliche Parteien, oder sie behaupten wenigstens, es zu wollen.

Hier muß Dich der Instinkt leiten, der uns Deutschen leider in pleno meistens abgeht, ein Riecher für die Politik als eine Welt- und Menschenkenntnis und eine Lehre vom Möglichen, wie Bismarck sie erklärt hat. Mit dieser Witterung als Pfadfinder ausgerüstet, wirst Du bestimmt den rechten Weg zu jener Partei finden, die sich die Einsichtigen unter uns heute erwählen werden: Zu einer demokratischen Partei als der friedliebendsten . . .

. . . Das Einzige, was uns in eine bessere Zukunft geleiten kann, das ist der Sinn für Verträglichkeit und Versöhnlichkeit und der Wille zur Friedensliebe, zur gegenseitigen Achtung, zum Volksempfinden. Vom Osten ist uns der wahre tiefe Ausspruch eines Weltweisen gekommen: „Das Weiche überwindet stets das Harte!“ Er muß sich auch bei uns einprägen. Die europäische Geschichte zeigt uns das erhabene Beispiel, daß das Christentum, die Lehre von der Milde, der Verzeihung und Güte, das imperium romanum, das größte und stärkste Weltreich des Altertums, bezwungen hat. Lassen wir Deutschen von Heute uns dies Beispiel vor Augen halten, und möge es vor allem die Jugend beherzigen! Nur durch Gesittung, durch Anstand und Würde können wir die Achtung wiedergewinnen, die wir ehemals bei allen Nationen genossen haben. Damals, da man uns das Volk der Dichter und Denker nannte. Es heißt für Euch, vor allem für die deutsche Jugend, jetzt eine neue Straße zu wandern, die Euch langsam wieder zum Wohlstand und zum Glück bringt. Und vor allem auch zu neuer Anerkennung, ja zur Beliebtheit. Ihr müßt jetzt Höchstleistungen in anständiger, ehrlicher, friedlicher und einander achtender Gesinnung ablegen. Und wenn die Jugend bei andern Völkern darin hinter Euch zurücksteht, um so besser für Euch!

Ihr arbeitet Euch dann um so schneller wieder in die vorderste Linie. Auf daß es bald wieder von Euch heißt: „Ein junger Deutscher! Herein mit ihm! den können wir gebrauchen!“

Und dieser Grundsatz gilt nicht nur in der Fremde. Erst recht gilt er bei uns in der Heimat. Suchen wir uns doch das schwere Leben durch gegenseitiges Entgegenkommen nach Möglichkeit zu erleichtern . . .

Die Römer, dieses kriegerischste Volk des Altertums, hatten schon zu ihrem Schaden die Wahrheit des Satzes erkannt, daß die Besiegten den Siegern ihre Bildung und Gesittung auferlegten. Machen wir diese Weisheit aufs neue wahr! Geben wir der kommenden Zeit ihr Gepräge, indem wir uns hervortun in Recht-schaffenheit, Edelmut, Großzügigkeit und Einsichtigkeit. Dazu ist unsere Jugend vor allem berufen. Und wenn sie der schönsten menschlichen Losung: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben sind wir da“ ihrerseits folgt, wird sie schnell wieder ein geachtetes Mitglied in der großen Völkerfamilie der Zukunft sein.





PROF. DR. CARLO SCHMID

„Der Politiker ist wesentlich dadurch bestimmt, daß er die Dinge dieser Welt in Bewegung setzt, um von ihm gewollte Bindungen der gesellschaftlichen und humanen Wirklichkeit herbeizuführen.“

An einen Staatsklaven-Bildner

Sehr geehrter Herr,

ich nenne Ihren Namen nicht, weil er mir nichts bedeutet. Ich rede Sie darum auch nicht als Person an, sondern nur als Vertreter eines Menschentyps, der in jeder Diktatur hochkommt. Ich bilde mir übrigens nicht ein, meine Worte könnten Sie im mindesten beeindrucken oder gar Ihre Ansichten verändern. Ich suche Sie auch garnicht in der nach allen Seiten sich dehnenden ganz und gar flachen Sandwüste Ihres parteipolitischen Glaubens auf; denn wenn es mir selbst gelänge, diese Einöde voll tödlicher Langweile zu durchmessen, träfe ich Sie am Ende garnicht dort an, wo Sie geistig und politisch zuhause zu sein vorgeben, — ich vermute, Sie sind in Wirklichkeit nirgendwo. Ihr Vorbeterdienst in der Parteikirche bestärkt mich in diesem Verdacht. Nicht als ob ich, derweil Sie Ihre zum Zeichen Ihres Glaubenseifers verfaßten Hymnen auf den großen Moloch, über seine ehernen Füße gebeugt, winselten, ein gewisses Lächeln um Ihren Mund entdeckt hätte — o nein, selbst zum Zynismus ist Ihr allzuhäufig genotzüchtigtes Gewissen nicht mehr empfindlich genug. Wenn man nun aber Leute Ihres Schlages einfach Nihilisten nennt, so liegt darin eine Kränkung für jene echten und entschlossenen Neinsager, die in ihrer mephistophelischen Lust am Zerreiben und Zernagen aller Werte noch etwas wie Charakter und Folgerichtigkeit zeigen. Aber Sie?? Nun, Sie helfen mit am Aufbau einer neuen, glücklichen Menschheit, mit der Faust an der Feder. Nein, Sie sind kein Nihilist! Und Sie sind auch kein Zyniker, denn Sie glauben ja an alles, was das oberste Lehramt der unfehlbaren Partei Ihnen zu glauben vorstellt, glauben es in Bausch und Bogen, bedingungslos, kritiklos, hemmungslos. Noch im Traume wissen Sie alles, was Sie auf jede Frage, die Ihnen die Trauminquisitoren stellen, zu antworten haben. Im Wachen aber können Sie Ihren Parteikatechismus mit allen von Jahr zu Jahr erfolgenden

Einschiebseln und Streichungen vorwärts und rückwärts aufsagen. Jede Pore Ihres Wesens transpiriert Übereinstimmung. Und wie das Weib des Ritters Gangolf, das, wie wir in einer alten Mönchslegende lesen, jeden Freitag zum Zeichen ihrer Untat zu Ehren des heiligen Ehemannes, den sie ermordet hatte, mit ihrem Hintern psalmodieren mußte, so singt durch alle Schallöffnungen und immerzu Ihre dem Moloch tributpflichtig gewordene Seele ebenfalls zum Zeugnis Ihrer Untat, die Sie nicht wahrhaben wollen. Ja, wer Sie unter dem Weihnachtsbaum vom Frieden singen hört, der ahnt, wie sehr Sie sich Mühe geben, es zu übersehen und andere übersehen zu machen, was das Zeichen bedeutet, unter das Sie Ihr Leben freiwillig gestellt haben. Seit im Menschen der Sinn für Bilder und Zeichen erwachte, wurde Licht aus der Höhe, himmlische Führung, Zeugenschaft des Urvaters durch einen goldenen Stern angedeutet. War der Stern aber rot, flammend, blutig, — bedeutete er den Hereinbruch des Chaos: Schlachtfelder, Weltbrand, Dämonengeburt. Aber Ihre Gläubigkeit ist derart, daß Sie garnicht mehr sehen wollen, was an dem von Ihnen uns so treuherzig angepriesenen Friedensbäumchen an Geschenken für uns und unser aller Zukunft — auch die Ihre! — hängt. Sie sehen nur, was Ihnen erwünscht ist, nämlich dies: wenn Sie Ihre Gläubigkeit und parteireligiöse Inbrunst vor der Gesinnungspolizei des Systems hinreichend glaubwürdig gestalten, dann ist alles in Ordnung — für Sie! Sie leben ja garnicht in Ihrem Glauben. Sie treten nur gelegentlich in ihn hinein und mit ihm auf wie der Puppenspieler mit seinen Puppen. Sie gehen dorthin, wo Sie gebraucht werden; Sie schreiben, was man Ihnen vorsagt; und Sie sprechen, was man Ihnen vorschreibt. Wenn sie aber improvisieren und Begeisterung mimen, hört man die übel abgespielte Walze kratzen, die Ihnen von dem Eigentümer Ihrer Person in die Brust gefügt wurde. Sie sind wirklich nirgendwo, oder wo könnte man Sie finden — ich meine Ihren ganzen, Ihren eigentlichen Menschen? Gibt es für Sie in dem Staat, den Sie derart von vorn und hinten preisen, einen geistigen Ort, wo Sie, Ihr Wesen darstellend, einfältig und offen sein dürfen — ohne Rücksicht auf den eifersüchtigen Moloch und seine zehntausend Augen und Ohren? Gibt es für Sie in diesem Staatskäfig auch nur ein einziges, noch so kleines Flugloch, durch das Sie offen und nicht nur in hinterher Sie ängstigenden Träumen in das größere, allen Menschen und Geistern gehörende gemeinsame Reich entweichen dürfen? Lügen Sie ein einziges Mal nicht, — Sie wissen es genau, es gibt nur zwei Wege für Sie, der klebrigen Allgegenwart und widergöttlichen Allmacht Ihrer Staatsqualle zu entinnen: die Flucht und den Tod. Jede andere Form des

Sichentziehens ahndet der Herr des Käfigs mit einigen Griffen an seinem komplizierten und beinahe selbsttätigen Futterkastensystem. Sie aber wollen ewig im Hanfsamen sitzen und zwar um jeden Preis. Denn es gibt für Sie, den tapferen Torero im Kampf gegen das Goldene Kalb, keine Stätte, wo Sie ruhen könnten, als im Futtertrog. Dort bis zum Halse im Hanfsamen, verbergen Sie sich vor dem Gespenst der Lebensangst. Denn was blieb Ihnen, da die Illusionen, die Ihnen von Ihren hinterwäldlerischen Vorfahren überliefert wurden, abgetan waren, ja was blieb Ihnen nach der großen Selbstentäußerung am Opferstein der Partei übrig? Nun, gewiß: das heilige Wirtschaftsevangelium, jener Glaube, der einen großen Teil der Reichen arm machte und einen kleinen Teil der Armen reich. Aber was blieb Ihnen neben dieser Geist und Seele von Grund auf umgestaltenden Frohbotschaft? Nun — was anders als jene Gaben, die Ihrem Glauben als Lohn verheißen sind: Lebensmittel! Bei uns freilich werden Lebensmittel nicht durch den Glauben, sondern durch Arbeit oder Geld erworben, weswegen denn auch bei uns die Lebensmittel in ruhigen Zeiten nicht wie bei euch als Glaubensgeschenke hochgeehrt und rar sind, sondern sich keiner sonderlichen Schätzung erfreuen, eben wie Dinge, die zu den gemeinen, untersten Werten rechnen.

Gewiß fragen Sie sich, sehr geehrter Herr, warum ich, der ich doch, wie ich eingangs betonte, nicht die Hoffnung habe, Sie umstimmen zu können, derart ausführlich geworden bin. Nun — um Ihnen meine Bitte, die ich Ihnen im Namen vieler Gleichgesinnter unterbreite, verständlich zu machen — unsere Bitte also: uns in jeder Hinsicht in Frieden zu lassen, vor allen Dingen mit Freundschafts- und Verständigungsangeboten irgendwelcher Art. Freie und Sklaven verstehen einander nicht. Vor allem ist der Umgang mit solchen Sklaven, die sich freiwillig an die Kette verkauften, eine Quelle von Mißverständnissen und Verdruß, da sie es sich eingeredet haben, daß ihre Kette in Wirklichkeit ein Lasso sei, mit dem sie sich die Freiheit eingefangen hätten. Mit Ihnen über den Unterschied von Lasso und Kette zu diskutieren, halten Sie im besten Fall für eine Spitzfindigkeit oder sogar für Betrug. Viele tragen ihre Kette bereits in geschmackvoller Ausführung, sie protzen damit wie ehemals dicke Bäuche mit Uhrketten aus Gold oder Menschenhaar, und lachen jeden aus, der über diese Modetorheit entsetzt ist. Oder sie sagen — Sie zum Beispiel, sehr geehrter Herr, sagen so: „Aber warum denn über Ketten sprechen, oder gar sich darüber entsetzen? Wir haben alle Ketten, alle! Sagt nicht Schiller, daß wir in Ketten geboren sind? Was ist denn

schon daran? Wir müssen uns zusammenfinden, wir freien deutschen Ketten-träger aus Ost und West, um eine friedliche, freie Zukunft aufzubauen! Denn seht, Kameraden, was uns trennt, sind nicht die Ketten, sondern unsere Ansichten über die Ketten . . . Ich trage diese Kette leichter als ihr die euren. Ich will nicht sagen, daß ich soviel stärker und tapferer bin, aber ich bin klüger. Man muß die Kette richtig tragen! Ich werde euch Anschauungsunterricht erteilen, Kameraden. Setzen wir uns zusammen und bemühen wir uns, in dieser die Existenz unseres Volkes betreffenden Ketten-Grundfrage eine gemeinsame Lösung zu finden — nicht Lösung der Kette, wohlgemerkt, sondern der Frage.“

Ach, sehr geehrter Herr, daß Sie es nicht merken, wie uns, die wir Ihrem Anschauungsunterricht für werdende und fortgeschrittene Staatssklaven seit Jahren zuschauen, das gestaute Lachen das Zwerchfell spannt — schmerzlich, versichere ich Ihnen! Denn ein Mensch, der noch kein Sklave ist und es nicht werden will, möchte über eine Torheit, die das Bild des Menschen ad absurdum führt, nicht lachen. Und lacht er doch, geschieht es aus einer Art des Abstandnehmens, denn in solchem Lachen wirkt die Furcht. Ihr Anblick aber und der Anblick jener, die Ihnen gleichen, reizt uns zu einem solchen Gelächter. Ersparen Sie es uns und bleiben Sie mit Ihren Hymnen und Friedensbotschaften und Einladungen zu Ketten-tänzen, wo Sie sind: im Hanfsamen zu Füßen des Moloch, in dessen ehernem Glutbauch die Stimmen der verbrannten Opfer heulen. Singen Sie lauter, sehr geehrter Herr, damit die letzte Dissonanz in den Harmonien Ihrer Moloch-Hymnik untergehe!

WESSEN INTERESSEN

Hat der Abgeordnete zu vertreten?

1. die Interessen des ganzen Volkes?
2. die Interessen seiner Partei?
3. die Interessen des Bundestages?
4. die Interessen der Regierung oder der Opposition?

Das Grundgesetz sagt dazu

(§ 38,1):

„... Sie sind Vertreter des ganzen Volkes, an Aufträge und Weisungen nicht gebunden und nur ihrem Gewissen unterworfen.“



Cr.

Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
der täglich sie erobern muß! GOETHE, FAUST

Es war immer ein Vorrecht freiheitlicher
Gesinnung, auch im politischen Gegner
einen Menschen zu sehen,
den man ernst zu nehmen hat.

EIN POLITISCHER KUNSTVORTRAG IM JAHRE 2000

W

enn Sie mich heute in meiner Eigenschaft als erster, vom Herrn General lizenzierter, Kunstschriftsteller des europäischen Militärdistrikts 4327 auffordern, ein paar Worte über die gegenwärtige Situation der bildenden Kunst zu sagen, so soll dies — nachdem unser hochverehrter Herr General die Erlaubnis dazu erteilt hat — in einem knappen Überblick geschehen.

Das einschneidendste, wenn auch nicht von allen Zeitgenossen gebilligte, künstlerische Ereignis der letzten hundert Jahre dürfte nach Meinung der Kunsthistoriker wohl die Erschießung der 10 volks- und kunstfeindlichen Maler anlässlich des 200. Jahrestages der französischen Revolution sein. Als sich Ostmarschall Malosol 1989 zu dieser Maßnahme entschloß, um die Kunst wieder auf den rechten Weg zu führen, erließ Emperor Jacky in Washington seine große Kundgebung über die Freiheit des künstlerischen Schaffens. Er prangerte die Exekution zwar an, wies aber zugleich mit nicht zu überhörender Mahnung darauf hin, daß der formalistische Artismus der Kunst nicht mehr zugänglich sei, weil er Beamte, Gepäck-

träger, Bäcker, Garagisten, kurz Werktätige aus allen Sparten vom Wirtschaftsprozeß fernhalte, zu unfruchtbarer Zeitvergeudung ermutige und die träumerische, lebensfeindliche Komponente des europäischen Menschen über Gebühr entwickle. Seitdem ist die Luft rein, wenn wir von jenen dunklen volksfremden Existenzen absehen, die, den Augen des Gesetzes entzogen, in Ruinen und am mittleren Kongo ihr zweifelhaftes Malhandwerk betreiben und sich sogar gelegentlich zu dem unter schwerste Strafen gestellten „Glasperlenspiel“ versammeln.

Das künstlerische Schaffen hat seitdem einen hervorragenden nutzbringenden Aufschwung erhalten, und vom Koloß von Malosolgrad mit seinem allabendlich aufleuchtenden Ostfeuer bis zum Koloß des Emperor Jacky am nordamerikanischen Zentralflughafen ist die künstlerische Produktion wohl auf dem besten Wege, ihr Schaffensoll überall zu erreichen.

Bedenkt man, daß noch vor hundert Jahren die Atmosphäre vom Geschrei schwirrte, wie man die Kunst mit dem Volke in Verbindung bringen könne, daß damals die späten Meister unserer Galerien, die Klees, Picassos, Manets, Bau-meisters, Goyas, die Dadaisten und Nazarener auf Unverständnis stießen, so kann man ermessen, welchen großartigen Weg wir zurückgelegt haben, seitdem die Tafelmalerei als epigonenhaft verboten wurde, und seitdem das zentraleuropäische Ernährungsamt die Parole ausgab: „Butter oder Farbe?“

Daß an Stelle dieser gerahmten kleinen Bildchen die große Wandmalerei zur Blüte emporwuchs, verdanken wir den neuen Bildinhalten, die uns unser allergnädigster Kaiser gemeinsam mit dem Ostmarschall schenkte. Denn mögen wir auch seit einem Jahrhundert in der latenten Gefahr des Kriegeausbruches schweben, so kann doch das Auge des Historikers sich nicht vor dem Gemeinsamen der östlichen und westlichen Halbkugel verschließen. Ob wir nun im Westen Reichtum, Macht und Herrlichkeit seiner Majestät und seines Heimatlandes farbig verkörpern oder im Osten die dynamische Tapferkeit des Marschalls und die geeinte Kraft seines Volkes, — der künstlerisch geschulte Blick spürt die tiefere Verwandtschaft. Somit ist es kein wesentlicher Unterschied, ob man in die Augen der Dargestellten im Osten Malachite und Rubine, oder im Westen Brillanten und Saphire einsetzte. Daß im Westen wie im Osten Sofakissen, Häkeldeckchen, Kristallvasen mit Rosen, Porzellanmöpfe, Kaffeervices als bevorzugte Gegenstände auf dem Bilde auftauchen, zeigt auch ikonographisch eine Gemeinsamkeit durch die sichtliche Rückkehr zum Gesunden!

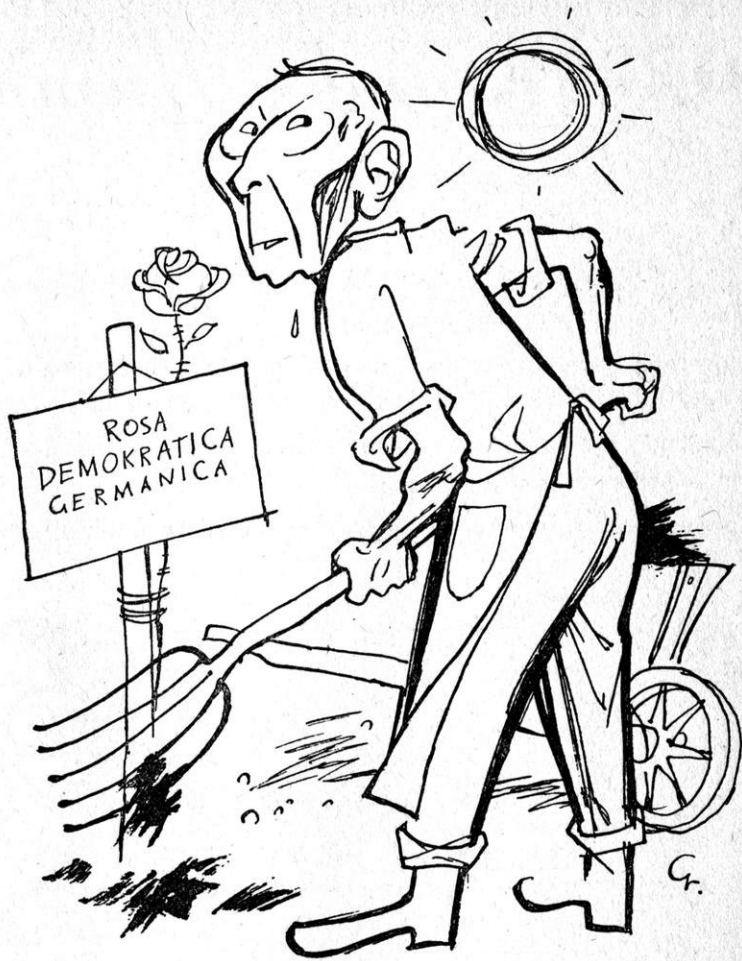
Die völlige Verlagerung des künstlerischen Schwergewichts von der Malerei zur Plastik ist jedoch das entscheidende Merkmal unseres Jahrhunderts. Neben den beiden erwähnten Kolossen vom Zentralflughafen und von Malosolgrad, neben den Athletenfiguren für die 375 000 Sportplätze, neben den vielen Triumphbögen, die in Europa heute vom Atlantik bis Wladiwostok den Durchmarsch einer Armee fast im Trockenen ermöglichen, und deren Figurenschmuck die Welt an China, Ägypten, Griechenland, Indien und Mittelalter erinnert, die große Vergangenheit der Menschheitsgeschichte in gigantischen Ausmaßen beschwörend, liegt uns eine feine, intimere Leistung des plastischen Schaffens besonders am Herzen.

Ich denke an jenen Hain in der neutralisierten Zone nordöstlich Kassel, den Hauptplatz, der an die Stelle einer mitteleuropäischen Hauptstadt getreten ist. Sie wissen, wovon ich spreche: Ich meine die Siegesallee der mitteleuropäischen Militärgouverneure der letzten hundert Jahre! Zwar haben diese vergoldeten Skulpturen jede nur eine Höhe von drei Metern, umso sorgfältiger sind die Uniformen, Orden und Waffen und soldatischen Köpfe der Dargestellten durchgebildet. Wer durch diese Siegesallee mit dem Wagen fährt und rechts die westlichen, links die östlichen Generale wie eine gewaltige Pappelallee sich in der Ferne verlieren sieht, der weiß, daß auch die Bildhauerkunst wieder einen Inhalt bekam. Welch feine europäische Innerlichkeit und Beseelung geht jedoch von der kleinen, nur ein Meter hohen in Bronze gegossenen Gestalt auf dem Rundplatz am Ende der Siegesallee aus! Es ist unser soeben verstorbener europäischer Verwaltungsdirektor, Paulmax Neumann, seines Zeichens Schrebergärtner, Naturheilkundiger und Philosoph, dem wir weitgehend unser heutiges europäisches Lebensgefühl verdanken.

Erlauben Sie mir zum Schluß noch ein Wort über die Kunstpflege. Die neuen Staatsgalerien mit Werken von den Sumerern bis Picasso und Sunlight, mit ihren auswechselbaren Schätzpreisen, die im Westen unter jedem Bild hängen, während der Osten die Wertung der Arbeitsleistung des Künstlers in Pud Weizen zum Ausdruck brachte, — seien hier als bedeutende Tat hervorgehoben. Geradeso wie es mir erlaubt sein möge, hier mein bescheidenes Werk zu erwähnen „Die Europäische Ornamentensammlung“. Die patentamtlich geschützte Sammlung verhinderte erst den Mißbrauch mit Ornamentik, wie er in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts auftrat. Seitdem die Ornamente vom Künstler nur gegen Ge-

büher entliehen werden dürfen und pro Kopf höchstens drei im Jahr, ist zum ersten Male in der Kunstgeschichte eine sinnvolle Anwendung dieser schmückenden Zutaten gewährleistet.

Wenn allmorgendlich 6.15 Uhr auf der westlichen Hemisphäre der Koloß des Emperor Jacky sporenklirrend mit rollenden Saphiraugen den Arm an die Mütze legt, während Ostmarschall Malosols Körper durchsichtig aufleuchtet und den eintreffenden Schulen Gelegenheit gibt, das originalgetreu kopierte Herz eines Genies und die opferbereite Arbeit seines Blutkreislaufs zu studieren, wenn aus beiden Kolossen Musik ertönt und damit das Zeichen zum Arbeitsbeginn gegeben wird, — dann fällt der Blick der beiden erlauchten steinernen Häupter an wolkenlosen Tagen auf eine Blüte der Kunst, welche die irdische Flora in den Schatten stellt.



Die Politiker sollten sich viel mehr im Garten betätigen! — Sie sollten sich nach getaner politischer Tagesarbeit zwischen Blumenbeeten und Sträuchern bewegen! Oder in der Abendsonne vor ihrem „Siedlerhäuschen“ auf der Bank sitzen und ein Pfeifchen rauchen!

POLITIK und Humor

„Ich würde dem Herrn Minister empfehlen, sich einmal eingehend die unteren Organe seines Beamtenpersonals anzusehen!“

„Die Vermehrung der Bevölkerung auf dem flachen Lande vollzieht sich auf eine ganz natürliche Weise. Ich werde Ihnen, meine Herren, gleich zeigen, wie!“

„Dieses Lohn- und Preisabkommen ist der Riesenbandwurm, den das Parlament mit großem Widerwillen geschluckt hat!“

„Der Amtsschimmel ist der Pferdefuß, welcher am Mark des Volkes nagt!“



„Wenn man den Herren einen Floh ins Ohr setzt, wird sofort ein Elefant daraus gemacht und öffentlich breitgetreten!“

„Die Herren Agrarier sind wie rohe Eier; sobald man sie antastet, stellen sie sich auf die Hinterbeine!“

„Dieses Schreckgespenst ist schon so abgedroschen, daß nur noch ein politisches Wickelkind darauf herumreiten kann!“

Wir sehen schon aus diesen „Blüten“, daß der Abgeordnete seinen Sprachschatz mit Vorliebe aus dem „Tierreich“ und der „Landwirtschaft“ nimmt. Hat Politik doch viel mit dem Vieh und dem Acker zu tun!

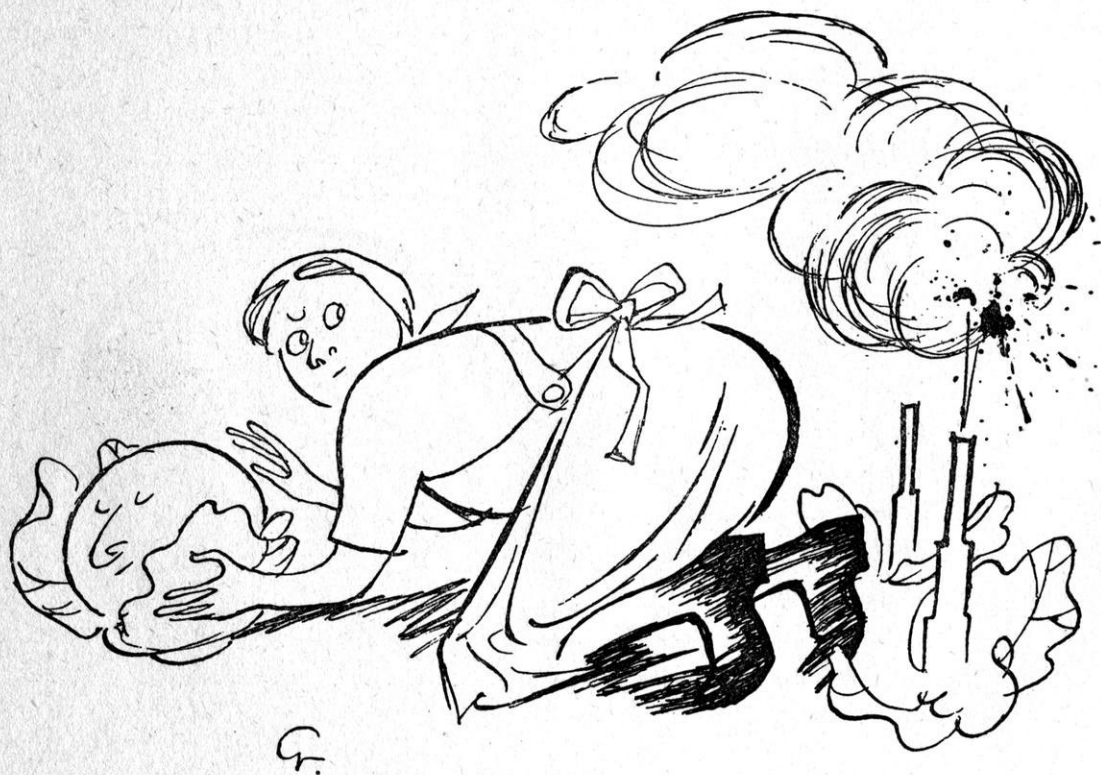
ARBEITSMINISTER STORCH

Bundesarbeitsminister Storch wurde dadurch bekannt, daß er seine Aufwandsentschädigung der Bundeskasse mit der Erklärung zurückgab, er treibe keinen Aufwand.

Neben seinen notwendigen Auto-Dienstfahrten ist er ein eifriger Radfahrer.



*Entweder bildet sich ein Kopf
oder er schießt!*



Straf-Predigt des Flohs

Den homo sapiens im Nachthemd, meine Herrn,
Bitte sehr, ich kenn' ihn, daß ich nichts mehr lern',
Und bin darob voll Humor geworden,
Ich gehöre jetzt in den bevorzugten Orden
Der respektlosen Lächler von Aristophanes,
Boccaccio, Rabelais, Cervantes
Bis Eulenspiegel, Bernard Shaw,
Mein Name ist Exzellenz Floh!
Doch ich halte bei Gott kein Gericht,
Denn ein Weltverbesserer bin ich wahrlich nicht;
Ach, alle, so diese Welt verbessern wollten
Und dem Schöpfer wegen seiner Unzulänglichkeit grollten,
Erstickten die Welt in Blut und Tiraden,
Ein Floh ist gescheiter als alle Potentaten,
Denn mancher hat die ganze Nacht
Vergeblich mit Jucken zugebracht,
Weil ich immer saß an anderer Stelle,
Ich kenne da höchst verzwickte Fälle,
Ich lache, ich lache,
Daß ich bis in mein Sprung-Korsett krache!
Ja, ich hab' keinen Respekt vor allen Matadoren,
Konjunktur-Götzen, Diktatoren, selbst Professoren
Und Literaten und andern Selbstgerechten,
Ich sah sie sämtlich für Irrwische fechten;
Am schlimmsten erging es den Diplomaten,
Ihre Kunst hat die Menschheit an den Teufel verraten,

Ihr könnt es schon heut in der Weltgeschichte lesen,
Wie all' die großen Tiere so klein gewesen,
Drum schreiben sie Memoiren Jahr für Jahr —
Da tanzt nun wilder heran der gespenstische Besen
Und fegt ihren blutigen Plunder in neuen Wahnwitz, neue Gefahr,
Keinem kann ich erhabne Unsterblichkeit zugestehn,
Mich täuscht keines Ruhmes fades Gerücht,
Ich habe sie sämtlich zu nackend gesehn —
Und das genügt,
Und kam jeder sich noch so autokratisch vor,
Es saß jedem doch nur ein Floh im Ohr,
Keiner hätte gewagt, die Welt zu zerstör'n,
Hätten sie alle ihre Flöhe nur husten hör'n!

Drum sollte jeder die Selbstgerechtigkeit meiden,
Weniger auftrumpfen, mehr sich bescheiden,
Bedenkend, daß der Gegner ein Mensch wie er,
Und niemand für alle bringt die richtige Lehr' —
Ich bin Demokrat, der die Spielregeln kennt
Und berufe hiermit ein Welt-Parlament,
Das tafelte, schlemmte ein geschlagenes Jahr
Immer nur Truthähne, Fasancroquille, Caviar,
Die Welt könnt' sich's leisten, alles fein in Buttern,
Statt mit Milliarden Kanonen zu futtern,
Aber keine Noten, Präambeln, Demarchen, — nur prima Importen,
Likör und ff Weine und die leckersten Torten
Und Tanz-Girls und Kino, in Livadia
Oder Riviera, Hawaii, Florida
Am Strand promenieren, brillieren, flanieren,
Und Tête à Tête im Musikpavillon wieder dinieren,
Ob gelb oder schwarz oder weiß oder rot,
Vor jedem Wutanfall schnell ein Schnepfenbrot,
Oder beim geringsten Referate
Piano! Piano! Eine Arie! Eine Kantate!
Für das längste Schweigen die höchsten Spesen,

Und dürften alle nur Modejournale lesen,
Kein Wort von Prestige, Revanche, Interessen-Sphären,
Ein Prosit, Fiduzit allen Chimären,
Und bald erkannte der trotzigste Matador —
Wahrhaftig, mir saß nur ein Floh im Ohr!

Ja, Flöhe sind frech, zudringlich, Blutsauger, Entschlüpfer,
Aber auch die klügsten Zirkus-Hüpfher,
Echte Demokraten, die überall hinpassen, in alle Rassen,
Und darum auch jeden leben lassen,
Ergo hat man noch niemals vernommen,
Daß Flöhe miteinander in Streit gekommen,
Sie sind auch die besten Diplomaten — warum?
Sie sind stumm —! Sie sind stumm —! Sie sind stumm —!

So wißt, diese gute Epistel, meine Lieben,
Hat schon Salomons weisester Floh mir geschrieben...



POLITISCHE FRAUEN

apoleon soll einmal zu Madame de Staël gesagt haben, daß er politisierende Frauen gräßlich fände. Darauf soll sie geantwortet haben: „Man kann uns Frauen nicht übelnehmen, Sire, daß wir uns für die Politik interessieren, seit man angefangen hat, uns aus politischen Gründen den Kopf abzuschlagen.“ Madame spricht von der französischen Revolution. Seit jener Zeit sind den Frauen aus politischen Gründen noch andere Dinge zugemutet worden. Sie wurden z. B. noch in jüngster Zeit eingezogen und uniformiert. Sie sollten an der Flakabwehrkanone stehen, wenn feindliche Flieger Bomben abladen. Andere durften ihre Kinder zitternd in Keller und Bunker schleppen, während ihr Haus verbrannte. Frauen wurden vergewaltigt, verschleppt, gemordet. Trotzdem sagt Herr Dingsbums noch heute, daß er politisierende Frauen gräßlich fände. Deswegen wird er freilich noch kein Napoleon, sondern bleibt, was er ist: der Mann von der Straße. Immerhin — ein heute oft gefragter und viel zitierter Typ, auf dessen Meinung man gerne etwas gibt, solange nicht unvorhergesehene Ereignisse diese Rücksichtnahme auf ihn aus politischen Gründen verbieten.

Man kann nicht von jedem Mann verlangen, daß er zu den großen Politikern, zu den Mächtigen dieser Erde zählt.

Zwar findet jeder zweite Mann leicht seine Kleopatra und jeder erste seine Pompadour, aber das ist für gewöhnlich auch das einzige, was er mit Antonius und Ludwig XV. gemein hat. Wofür denn auch so viel Größe? Es reicht nun mal nicht bei jedem dazu. Wen interessiert schon die Politik? Machtgier ist außer-

dem nicht eines jeden Mannes Sache. Manchem genügt es, wenn er zu Hause bei seiner Frau ein bißchen zu sagen hat, und sei es auch nur den nachgesprochenen Satz: Frauen verstehen nichts von der Politik und sollten sich nicht dafür interessieren!

Bleibt die Frage offen: Wer soll sich eigentlich mit der Politik beschäftigen? Die Männer tun es im allgemeinen nicht. Sie haben weder Lust noch Zeit dazu. Sie arbeiten lieber rechtschaffen für ihre Familie und erfüllen so die politischen Ansprüche, die von den Frauen an sie gestellt werden. Freilich sind sich die meisten Männer gar nicht dieser Tatsache bewußt. Sie ahnen eben nicht, was für Ziele die weibliche Diplomatie seit jeher verfolgt hat.

Es ist schon sehr viel Wahres an dem Ausspruch, daß die Männer zwar die Welt regieren, die Frauen aber die Männer beherrschen. Seit jener Zeit, da Adam und Eva aus dem Paradiese vertrieben wurden, — weil Eva es nicht hatte lassen können, vom Baum der Erkenntnis zu essen, — seit eben jener Zeit kam Adam für die Konsequenzen auf. Und weil Evas Nachfolgerinnen wie ihre Urmutter die köstliche Frucht der Liebe immer wieder kennen lernen und mit Adams Nachfahren teilen wollen, müssen die Männer bis auf den heutigen Tag „b“ sagen zu dem, was die Frauen meinen, weil sie das „a“ sagen nicht lassen können. Man behauptet, die letzte Sehnsucht der Frau sei nicht der Mann, sondern das Kind. Darum ist es ein geschicktes, diplomatisches Spiel, das sie immer wieder durch alle Jahrhunderte hindurch treibt, wenn sie den Mann an sich fesselt mit Ring und Standesamt und allem, was dazu gehört.

Beherrscht nur diese Familien-Erhaltungs-Politik die Welt, dann wäre alles in bester Ordnung. Die Männer, im allgemeinen nicht ahnend, daß sie im Dienst der weiblichen Diplomatie arbeiten, fühlen sich glücklich in der Rolle, die ihnen dabei zgedacht ist. Sie fertigen Wiegen an, sie bauen Häuser, sie schaffen Licht und Wärme herbei und geben sich meistens viel Mühe.

Neben der weiblichen politischen Linienrichtung gibt es jedoch leider die von Männern erdachte und gemachte Diplomatie. Sie wird im Gegensatz zur Familienpolitik, an der alle Frauen beteiligt sind, nur von einem Teil der Männer gemacht. Und das ist gefährlich. Viele Vertreter des männlichen Geschlechts, oft gerade solche, die es gut mit ihren Frauen meinen und restlos für ihre Familie schaffen, tun diese Politik, für die sie sich als Mann mitverantwortlich fühlen sollten, mit einem Achselzucken ab, das bedeuten soll: „Interessiert mich nicht!“ Das ist eine

Fahrlässigkeit, mit der sie ihrer Frau, ihren Kindern und sich selbst den größten Schaden zufügen können. Bis zur Zeit der französischen Revolution überließ der durchschnittseuropäische Mann die Politik — freiwillig — unfreiwillig — den Großen, den Neros, den Napoleons, den Gewaltmännern, den Cäsaren, den Heroen. Der Kaiser rief und alle, alle kamen, ließen Frauen und Kinder im Stich und folgten den Fahnen, hinein in den Kampf. Natürlich machte der Gedanke, daß die Familie zu Hause in solchen Zeiten sehen mußte, wie sie ohne Vater fertig wurde, den Männern keinen Spaß. Dem vernünftigen Familienvater gefiel das Vagabundieren nicht. Freilich unter den restlichen Männern werden immer in Kriegszeiten Heroen entdeckt, Männer, die erst im Kriege zu wissen meinen, was ein richtiger Mann wert ist. Und denen gefällt der Krieg. Das sind jedoch die Ausnahmen. Der Mehrzahl hat das Kriegshandwerk niemals Freude gemacht. Und da auch sonst mit der Zeit an der Politik der Herrscher manches Unangenehme an- und auffiel, beschloß man — ob dieses „man“ die Männer schlechthin waren oder wieder nur einige der sogenannten Großen unter ihnen, mußte speziell untersucht werden — kurzum man beschloß, eine Revolution zu machen. Und das tat man denn auch.

Seit dem Tage der französischen Revolution sollten sich die Männer im allgemeinen verantwortlich fühlen für das, was einige Männer im besonderen — im besonderen Auftrag der Allgemeinheit politisch anstellen. So haben es die Männer selbst gewollt. Die Masse sollte entscheiden! Seither sind wir etwas kritisch geworden, wenn das Wort „Masse“ in die Debatte geworfen wird. Aber damals war man noch unbefangen. Man ahnte nicht, daß der größte Teil der Masse 1 $\frac{1}{2}$ Jahrhunderte später ungläubig, uninteressiert, angewidert den Kopf schütteln würde bei dem Angebot, gerade zu stehen für das, was in der Politik geschieht. Und sich dafür noch interessieren? entrüsten sie sich. Kommt gar nicht in Frage. Sollen „die“ doch es alleine machen.

Wer eigentlich? — Die Frauen?

Nein, denen sagt man nach wie vor, sie sollten sich aus dieser Art von Politik heraushalten, sie verstünden ohnehin nichts davon. Es fällt den Frauen ein bißchen schwer, zu meinen, daß die männliche Welt darin viel los hat. Zwar muß man den Männern zugute halten, daß sie mehr vom Organisieren verstehen als die Frauen. Sie haben sich wirklich mit Fleiß organisiert, in Vereinen, in Verbänden, in Trupps, in Kadern und in was es sonst noch alles derartiges gibt. In Deutsch-

land merkten sie nicht, daß aus dem gemeinsamen Organisieren schließlich das gemeinsame Marschieren wurde. Ja, und als es soweit war, da saßen die Frauen wieder allein zu Hause und mußten sehen, wie sie in einem modernen Krieg mit bestialischen Waffen sich und ihre Kinder retteten. Ein Wunder ist es nicht, daß die Frauen doch langsam anfangen möchten, sich ernsthaft zu interessieren für die Politik, die die Männer bisher allein machen wollten und immer noch allein machen möchten, die sich aber immer mehr als gefährlicher Gegensatz zur gesunden weiblichen Diplomatie erweist.

Madame de Staël hatte ganz recht. Seit man angefangen hat, den Frauen aus politischen Gründen den Kopf abzuschlagen, seit man sie nicht mehr davor schützen kann, im Krieg in die unmittelbare Gefahrenzone eines Bombenangriffs gestellt zu werden, und seit es sich gezeigt hat, daß die männliche Diplomatie nicht in der Lage ist, diese Kriege abzuwenden, kann man es dem weiblichen Geschlecht wohl nicht übelnehmen, wenn es anfängt, sich zu interessieren für das, was man für gewöhnlich als Politik bezeichnet: für dieses oft widersinnige Kräfte-spiel zwischen Volk und Volk, Mann und Mann, Wirtschaft und Wirtschaftsreform und für alle diese Dinge, die den Frauen zunächst fern zu liegen scheinen, die sie aber doch so viel angehen, weil die Frau ihre Existenz, ihre ganze natürliche Diplomatie, ihren Lebenszweck, das Wirken für Mann und Kinder und das Haus von diesem Ungeheuer Politik unmittelbar bedroht findet.

Da Frauen niemals von gestern sein wollen, fingen sie schon vorgestern an, ihre politische Teilhaberschaft anzumelden, vorgestern, als sich die Auswirkungen des modernen, des technischen Zeitalters noch nicht einmal am Horizont zeigten. In der französischen Revolution traten die Frauen zum ersten Mal fordernd auf. Ganz mit Recht, denn wenn Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit erstrebt wurden, wollten sie ihre Gleichheit mit den Männern — trotz des nicht zu übersehenden Gegensatzes zwischen den Geschlechtern — zur Geltung bringen. Gleiches Recht für alle! Die Frauen haben es gut gemeint damals. Sie konnten unmöglich wissen, daß Gleichmachen das Ende der persönlichen und politischen Freiheit bedeuten kann. Das haben sie damals noch nicht vorausgesehen. Wie sollten sie auch? Es gibt ja schließlich heute noch Männer genug, die es nicht einsehen — besser gesagt nicht einsehen „wollen“.

Man sollte es nicht auf die leichte Schulter nehmen, daß die Frauen zu politisieren anfangen. Sie würden auf das Mittun in der Politik gerne verzichten, wenn sie

die Gewißheit hätten, daß die Männer den Frauen politisch die Treue halten würden. Politisch treu sein, das bedeutet: der Mann sollte wissen, daß seine politischen Entscheidungen nur dann anzuerkennen sind, wenn sie darauf abzielen, die Welt der Frau, die gleichzeitig die Welt des Mannes und des Kindes in sich schließt, zu bejahen und zu schützen. Es fragt sich, ob der Mann — selbst wenn er den besten Willen dazu hat — heute noch allein in der Lage ist, diesen Vorsatz durchzuführen. Vielleicht braucht er die Frau als Helferin, als Ermahnerin, als Symbol des natürlichen Lebens.

Es ist zweifellos wahr, daß die Männer vieles geleistet haben, was Frauen nicht zustande brachten. Das männliche Geschlecht erfand die Zahl, die Zeit, das Einmaleins, das Rad. Warum auch nicht? Es hatte ja Zeit dazu! Den täglichen Kleinkram, die Sorge um Sauberkeit und Gesundheit der Familie überlassen die Männer bis heute den Frauen. Die Männer sorgten seit Adams Zeiten für das andere, für den Hausrat, den Kinderwagen, den Häuserbau, die Schulen. Und bei der Ge-



HELENE WEBER

*„Der reine Männerstaat
ist das Verderben der Völker.“*

legenheit ergab es sich, daß sie notwendiger — aber auch klugerweise — viele nützliche Dinge nebenher erfanden. Aber je mehr sie entdeckten, desto leichter und einfacher wurde es für sie, mit Hilfe von Maschinen und Apparaten ihre Arbeit für das Wohl der Familie zu leisten. So ist es schließlich dahin gekommen, daß die Männer viel Zeit übrig hielten. Ihre Arbeit für den sogenannten Lebensstandard konnte sie anscheinend nicht mehr ganz ausfüllen. Darum erfanden sie anderes, leider oft, zum Schaden für die Familie, zerstörende Dinge, Waffen, Unterseeboote, Bombenflugzeuge. Ihre Erfindungen stellten sie manchmal bewußt, meistens ungewollt in den Dienst der männlichen Politik.

Ihre neueste Erfindung, falls ihnen inzwischen nicht noch eine dollere eingefallen sein sollte, ist die Atombombe.

Jetzt langt es den Frauen! Sie finden, daß sie den Männern für ihr gefährliches Spiel mit dem Feuer zu viel Zeit gelassen haben. Man sollte den Spieß umdrehen: Sollen sich die Männer von jetzt ab mit dem Kleinkram in Küche und Haus, mit Kind und Kegel befassen. Die Frauen gehen dann in die Konferenzen und sehen dort nach dem Rechten. — Aber natürlich wird das so leicht nichts werden. Mit dem Recht des Stärkeren und mit dem schmeichlerischen Loblied auf die echten weiblichen Tugenden will man die Frau an den häuslichen Herd binden. Bis es richtig bumst! Dabei macht den Männern das Ganze selbst keinen Spaß mehr. Und wenn es erst bumst, dann knallt es doch auch bei ihnen. Wahrhaftig, ein merkwürdiges Geschlecht!

Die Männer kann man nur mit ihren eigenen Waffen schlagen. Da sie selbst die Forderung auf Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aufgestellt haben, sollten die Frauen Gebrauch davon machen und mit den Männern zusammen frei, gleich und brüderlich vereint in die Parlamente einziehen.

Das Recht haben sie. Und wie nutzen die Frauen es aus? So gut wie gar nicht! Von 402 Abgeordneten des westdeutschen Bundestages sind nur 33 Frauen. Dabei kann das weibliche Geschlecht sich kaum mehr dahin ausreden, daß aller Anfang schwer sei. Schließlich kämpft es ja schon seit der französischen Revolution um seine Rechte, um — wie man sieht — im Ernstfall keinen Gebrauch davon zu machen. Wahrhaftig, ein merkwürdiges Geschlecht!

Wir wollen es wohl nicht anders! Mit uns, mit dem durchschnittseuropäischen Mann und mit der durchschnittseuropäischen Frau kann man es eben machen. Es fragt sich nur, wie lange noch?

Partei-Song

Termiten-Volk wälzt breit einher
Und nahm sich einen Funktionär,
Der mußte jeden Vorzug schrei'n,
O höchstes Glück, Termite sein,
Und tat den Heuschreck wild in Acht,
Denn der Termite will die Macht!

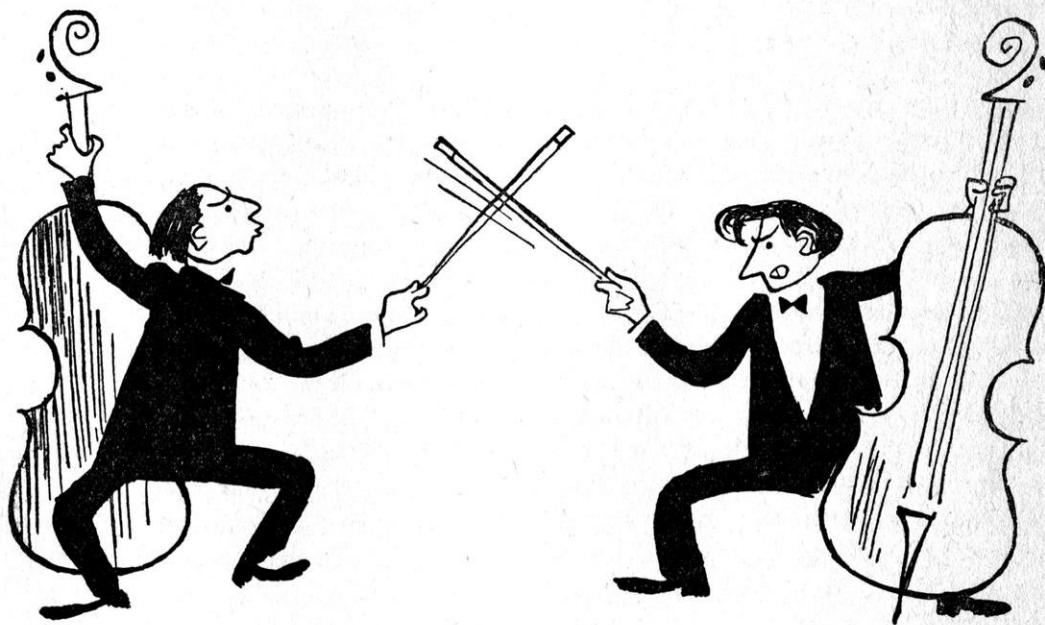
Heuschreck-Sirokko tollte näh'r
Und nahm sich einen Sekretär,
Dem erst fiel Weisheit in den Schoß,
Und die Kritik ging uferlos
Und forderte dann klipp und klar
Vorrecht und Macht der Heuschreck-Schar!

Sisst! Ssst! Pi! Ssst! Hi! stob Mücken-Schwarm,
Sein Parlamentär schlug gleich Alarm:
Was gehn die Hetz-Parolen an
Die Mückenfrau, den Mückenmann?
Termit und Heuschreck niemand nutzt -
Ein Volksfeind, wer der Mücke trutz!

Die Fliegen-Wolke klatscht heran,
Ihr Massen-Kommissionär begann:
Ich bin der Fliegen-Gott, so wißt,
Der frißt nicht nur Pferdemist,
Ein Narr, wer nicht die Fliegen kennt -
Drum wählt nur mich als Präsident!

Und Spatz und Katz, Bär, Krokodil,
Partei-Tyrannis, gleiches Spiel:
Ringsum schrien Demokratie
Die Bonzen und mißbrauchten sie -
Der Storch, der Unheil kommen sah,
Floh sehr besorgt nach Afrika -!





Cr.

*Die Kontrabässe im politischen Konzert —
stets zum Einsatz bereit.*

DAS GRUNDGESETZ

Je strenger unsere Erfahrungen uns gebieten, vergangene Jahrhunderte kritisch zu betrachten, umso unwahrscheinlicher kommt es uns vor, daß jemals eine Ordnung bestanden habe, die man als eine christliche bezeichnen könnte. Freilich, das Bild dieser Ordnung schwebte den Menschen des Mittelalters vor; die Anforderungen seiner Staaten an den Menschen erscheinen uns gegenüber den Anforderungen des modernen Staates eingeschränkt; wer zu einem christlichen Leben entschlossen war, der konnte es, als Einzelner oder mit seiner Familie, führen. In den Kämpfen der Reformationszeit, vor allem aber im Zeitalter des Absolutismus, setzt die Bedrohung innerster menschlicher Freiheit ein, die unsere Epoche kennzeichnet. Freiheit: das bedeutet zuerst handeln, sprechen können unter der Verpflichtung des Gewissens. Sehr oft wird freilich der Name des Gewissens mißbraucht für ein Machtstreben, für den Willen, Recht zu behalten, für ein Programm. Für den Christen kann es sich nur um das Gewissen handeln, in dem Christus lebt. Es ist das lebendige Gesetz, das weit mehr umfaßt, als sich in Gesetzgebungen und Vorschriften ausdrücken läßt.

Gönnen wir uns, da wir auf die erste Hälfte unseres Jahrhunderts zurückblicken, einmal den Wunschtraum, daß ein solches Gewissen zu Anfang des Jahrhunderts in Deutschland geherrscht, der Regierung sich wirklich bemächtigt hätte! Es hätte eine umfassende soziale Umwälzung geboten. Die Mietskasernenstädte hätten fallen müssen. Man hätte den Anspruch des Menschen auf ein Stück Erde, ein Heim, das seinen Namen verdiente, erfüllt. Die Arbeitszeit wäre herabgesetzt worden. Man hätte den Mut, die Sicherheit gefunden, statt für sich haltlos übersteigernde Rüstungen alle verfügbaren Mittel aufzuwenden, die Mißstände zu beheben. Der Entschluß zu einer solchen Wende, zu einer neuen Art zu handeln, zu regieren — die eben nichts anderes gewesen wäre, als der Geist des Christen-

tums, dem sich doch die Regierenden zurechnen wollten, — wäre gewiß auf harten Widerstand gestoßen; wie weit dieser Vorsatz durchgedrungen wäre, ist ungewiß. Aber gewiß ist, daß er — sofern Deutschland wirklich bedroht war, — die beste Verteidigung Deutschlands gewesen wäre. Die weitverbreitete These, daß das Machtstreben die Ursache aller Kriege sei, ist nicht richtig; wenigstens in der neueren Zeit haben die inneren Mißstände eine ebenso große Schuld; man wollte sie nach außen tragen; man fürchtete die Revolution, ließ sich in den Krieg treiben, um ihr auszuweichen und beschwor sie gerade durch den Krieg herauf. Die großen Revolutionen, die wir inzwischen erlebt haben, die aber schwerlich schon ihr Ende erreicht haben, hingen zu Anfang des Jahrhunderts längst in der Luft. Eine Regierung, die bewiesen hätte, daß sie entschlossen war, den gerechten Anspruch, der in diesen Revolutionen herandrängte, zu erfüllen, hätte sich die erste Autorität erworben; sie hätte Angriffe von außen kaum fürchten müssen; es wäre ihr wahrscheinlich nach einiger Zeit gelungen, die großen Spannungen zwischen den Weltmächten zu mildern, drohende Konflikte zu verhindern, in Zerwürfnisse schlichtend einzugreifen. Sie hätte eine Art neuer Macht werden können. Wäre das gelungen, so ist nicht abzusehen, welches Wirrsal umgangen worden wäre, welchen Weg dieses tragische Jahrhundert hätte nehmen können.

Wie gesagt, es ist ein Wunschtraum, an dem aber so viel Wahrheit ist, daß das christliche Gewissen zu Anfang des Jahrhunderts nicht versucht hat, was es hätte versuchen müssen: ist ihm doch auch eine Verheißung gegeben, die keine andere Macht der Erde beanspruchen kann. Das christliche Gewissen aber ist Macht, und zwar eine Macht, die wachsen kann, ohne je zur sich übersteigernden Übermacht zu werden. Es ist die einzige Macht, der keine Grenzen gezogen sind. In ihm allein sind Rechts- und Besitzverhältnisse auf unmißverständliche Weise niedergelegt: das letzte über sie, die doch Verhältnisse zwischen Menschen sind, kann nicht ein starres Gesetz aussagen, sondern allein die Verantwortung, die die Zeichen der Zeit verstanden hat. Inzwischen ist es für vieles zu spät geworden, und die Versäumnisse schon weit zurückliegender Jahre scheinen die Wucht eines Naturgesetzes erlangt zu haben; was gestern der Freiheit überlassen war, wird heute erzwungen. Aber alle Abgaben und Opfer ermangeln des rechten Wertes, wenn das Gesetz sie aufnötigt, wenn sie nicht aus persönlicher Verantwortung geleistet werden. Mit der Freiheit des Gewissens aufs innigste verbunden ist die Freiheit des Geistes. Wie das Gewissen auf Gott gerichtet sein muß, so der Geist

auf die Wahrheit. Der Herr aber ist der Geist, und wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. Die soziale Umwandlung aus christlichem Glauben wäre unvorstellbar, ja unmöglich, ohne eine Wendung des Denkens, das sich mit dem Entschluß zur überpersönlichen Wahrheit einen neuen Weg zu ihr erkämpfen muß: es ist der Weg, der mitten durch die Widerstände und Hindernisse führt, die ihm das moderne Denken entgegensetzt; ein Weg also durch Verzweiflung und Nihilismus, auf die Gefahr hin, zunächst nicht weiter zu gelangen, als vor eine Frage, die vom Weltlichen her nicht mehr beantwortet werden kann.

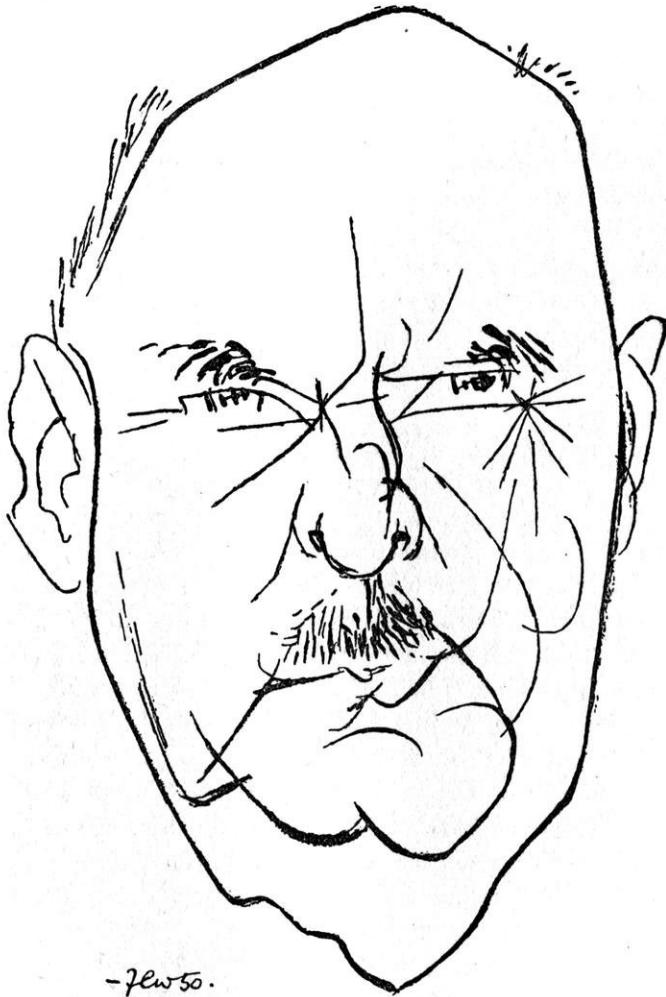
Und damit stehen wir vor den Aufgaben, die auch heute noch gelöst werden können. Das gegenwärtig noch bestehende Grundgesetz unseres Staates ist kein christliches Bekenntnis, will und soll es nicht sein; aber es ist in ihm das noch tiefere Grundgesetz beschlossen, das für den Christen das einzige Gesetz des Lebens und Denkens ist: die Freiheit des Glaubens, Gewissens und Geistes . . .

Der Geist wird nicht ruhen, ehe er nicht in vollkommener Freiheit ruht in der Wahrheit. Das Gewissen aber kann und soll nicht ruhen, weil ihm niemals Genüge geschieht. Und es wird dereinst unsere einzige, etwa mögliche Rechtfertigung sein, daß unser Gewissen sich nicht hat beruhigen lassen.

Was aber ist von dieser Unruhe unseres Gewissens heute spürbar im öffentlichen Leben? Wo ist in der Öffentlichkeit eine Leidenschaft für das Recht im christlichen Sinne, das unendlich mehr fordert als das Staatsrecht? Wo der Entschluß des Christen, sich dadurch zu behaupten und zu verteidigen — daß er Christ ist? In Deutschland fehlt durchaus die Leidenschaft für die öffentlichen Angelegenheiten. Noch immer machen wir für unseren Anteil am Staat, am politischen Leben die Voraussetzung, daß damit Ruhm oder Ansehen, Geltung vor der Welt, die Beziehung zu einer glorreichen Vergangenheit verbunden sei. Hat der Staat einen solchen Glanz nicht auszustrahlen, so wollen wir nichts mit ihm zu tun haben; so überlassen wir, tadelnd oder verbittert, die öffentlichen Angelegenheiten ihrem Fallgesetz. Das widerspricht dem Geist des Christentums durchaus. Wir sollen uns der Zeit nicht entziehen; wir sollen sie im Gegenteil auskaufen für das Reich des Gottes. Alles Geschichtliche dieser unserer Stunde geht uns an. Einem jeden sind noch in dieser Stunde Möglichkeiten der Wirkung auf die öffentliche Meinung gegeben, die nicht unterschätzt werden dürfen. Aber sie werden nicht ergriffen. Wir alle wissen, wie beschränkt, wie fragwürdig die Freiheit der Meinungsäußerung ist. Mächte und Interessen suchen sich ein jedes Organ dienstbar zu machen.

Dennoch gibt es unabhängige Stimmen. Wir wissen sie sehr wohl von denen zu unterscheiden, die nur dienen wollen. Warum helfen wir ihnen nicht? Warum fordern wir nicht, daß Presse und Funk sie zu Gehör bringen? Die „öffentliche Meinung“ ist nur deshalb so trübe und verdächtig, bestimmbar, unheimlich, wetterwendisch, verhängnissschwer, weil sie nicht durchläutert wird vom christlichen Gewissen. Es ist längst — und nicht nur einmal — bewiesen, daß Völker unter entsprechender Beeinflussung bereit sind, einmütig für ihren eigenen Tod und das Verderben der Umwelt zu stimmen. Demokratie ist gar nicht möglich, wenn in ihr etwas anderes heilig ist als das Gewissen. Ist die Zahl heilig, so wird das Gewissen unfehlbar unterliegen und die Demokratie kann nicht bestehen. Es muß etwas von oben Gekommenes im Staate sein als seine erste Autorität, sonst bleibt er gestaltlos, ja gestaltwidrig, eine Aufhäufung von Massen, die kein Wall schützen, kein Befehl wirklich formen kann, die heute oder morgen der Sturm zerstreuen wird.

George Bernanos hat einmal gesagt, daß nicht in der umstürzenden Gewalt der Mächte des Bösen, sondern in der Verderbnis der Mächte des Guten die Gefahr unserer Zeit zu sehen sei. Das Gute, das verdirbt und von dem alles Gute ausgehen müßte, ist das Gewissen. Zwischen dem privaten und dem öffentlichen Leben ist keine Mauer. Das Heil der Menschheit muß mir ebenso auf der Seele brennen wie mein eigenes Heil, ja mehr als dieses. Nur, wenn ich für das Ganze streite, so streite ich für mich. Ich muß aber in dem Raum beginnen, in den mich Zeit und Geschichte gestellt haben. Was mir an ihm widerstrebt, muß ich sagen. Halte ich den Geist, der sich des Volkes zu bemächtigen droht, für verderblich, so muß ich ihn bekämpfen. Der französische Dichter hat ein Beispiel gegeben dieser in Deutschland noch kaum aufgetretenen Leidenschaft. Es ist eine Leidenschaft, die keine Partei erwählen kann, weil sie immer das Ganze vor sich sieht; ihre Sache ist: der bisher nie gelungene, aber völlig unabweisbare Angriff des christlichen Gewissens auf die gesamte Wirklichkeit. Ein Volk, in dem er wirklich vorangetragen würde, hätte einen lebenskräftigen Staat; es würde heute zum Ärgernis, morgen zur aufrüttelnden Verpflichtung der Welt; es würde die Kraft in sich tragen und als Macht darstellen, die allein die Völker einigen kann.



-f.w.50.

BUNDESINNENMINISTER LEHR

Öffentliche Meinung und POLITIK

P

olitik muß eine Angelegenheit aller Staatsbürger sein. Die Sinnlosigkeit der „Ohne-mich“-Einstellung gegenüber der Politik wird offenbar, wenn man sich die Zusammenhänge zwischen Politik und Öffentlichkeit klar macht.

Das Wesen der demokratischen Politik beruht geradezu auf dem freiwilligen Zusammenwirken von Staat und Öffentlichkeit, auf der Aktivierung der staatsbürgerlichen Mitarbeit. Ohne den *Widerhall* und die *Kritik* der Öffentlichkeit ist demokratische Politik nicht möglich; sie sind Wesensmerkmale der Demokratie.

Während diese Erkenntnisse in den klassischen Demokratien zur Selbstverständ-

lichkeit geworden sind, müssen wir uns erst dazu durchringen, bezw. die durch die autoritäre Staatsführung, durch Krieg und Nachkriegswirren verschütteten Quellen wieder freilegen. Daß die Politik heute bei uns noch weithin unpopulär ist, hat seine Gründe. Wir müssen diese Gründe aber erkennen, wenn wir zu einer Besserung der Verhältnisse kommen wollen.

Das Kernproblem ist: Wie bringen wir die Öffentlichkeit in Kontakt und Übereinstimmung mit dem politischen Geschehen? Es ist nicht von ungefähr, daß wir in einer Zeit des „Mitbestimmungsrechts“ auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens stehen. Wer aber mitbestimmen will, hat zuerst die Pflicht mitzuarbeiten. Das ist in der Wirtschaft nicht anders als in der Politik. Also ohne aktive Mitarbeit und Mitverantwortung keine Mitbestimmung! Die Mitarbeit in der Politik kann für den einzelnen Staatsbürger aber nur dann gesichert sein, wenn ihm die Möglichkeit geboten ist, Einsicht in die politische Arbeit zu nehmen. Mit anderen Worten: er muß informiert sein.

Hier taucht das Problem der verantwortlichen publizistischen Führung auf, die Frage des Verhältnisses von Staat und Publizistik. Diesen Zusammenhängen hat man bisher in Deutschland viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt, im Gegensatz z. B. zu den Vereinigten Staaten, wo man von der Bedeutung der öffentlichen Meinung viel mehr hält als bei uns und geradezu eine Wissenschaft daraus gemacht hat.

Die Amerikaner haben die Methoden der Meinungsforschung auch in Deutschland eingeführt, und so kann man jetzt (auch zwischen den Wahlen) erfahren, wieviel Prozent der Bevölkerung z. B. für oder gegen die Politik der Bundesregierung stimmen. Diese Ergebnisse werden aufgrund von Befragungen eines typischen Querschnittes der Bevölkerung (meist etwa 2000 Personen) erzielt und spiegeln im allgemeinen die öffentliche Meinung richtig wider.

Die weitere Frage ist: Hat der sogenannte „Mann auf der Straße“ ein selbständiges politisches Urteil? Oder wovon ist er beeinflusst? Und hier stoßen wir dann auf die Organe der Meinungsbildung und Erziehung: Presse, Rundfunk, Film, Schule usw. usw.

Guten Kontakt mit der Öffentlichkeit zu haben, ist für den Staat ebenso wichtig wie für irgendeine andere Organisation. Nur durch ständige Offenlegung seiner Ideen und seiner Aufgaben und Leistungen kann der Staat auf die Dauer den

Kontakt mit seinen Bürgern herstellen. Ein Staat ohne die Mitarbeit und Mitverantwortung der Bürger bleibt eine tote Organisationsform.

Wie kann der Staatsbürger zum wirklichen Träger der Demokratie gemacht werden? Bei uns spielt heute noch weithin der Funktionär eine Rolle. Es fehlt der direkte Kontakt. Da dieser sich eher an das Verwaltungssystem anknüpfen läßt, mit dem der Bürger täglich in Berührung kommt, als an das Regierungssystem, so spitzt sich die Frage auf die Demokratisierung der Verwaltung zu und auf das Verhältnis von Verwaltung und Öffentlichkeit. Schon vor 200 Jahren hat uns Justus Möser, der „advocatus patriae“ des Osnabrücker Landes, ein treffliches Beispiel dafür geliefert, daß die Popularität sich leichter mit der Verwaltung als mit der Regierung verbinden läßt. Er vereinigte in vorbildlicher Weise die Tätigkeit des Verwaltungsmannes und des Publizisten in einer Person. Möser war bestrebt, die Aufgaben, die ihm bei der Verwaltung des Osnabrücker Landes gestellt waren, nicht nur zur möglichsten Zufriedenheit seiner Bürger zu lösen, sondern sie auch der Allgemeinheit verständlich zu machen. In der Beilage zu den von ihm selbst geleiteten „Wöchentlichen Osnabrückischen Anzeigen“ (1766-82) behandelte er in volkstümlicher Form die Anliegen, die das Wohl und Wehe des Landes und seiner Bewohner betrafen. Eine Besinnung auf unsere großen Publizisten kann nicht dringend genug empfohlen werden in einer Zeit, die zwar laut nach dem „Mitbestimmungsrecht“ in öffentlichen Angelegenheiten ruft, aber oft Mitarbeit und Mitverantwortung vermissen läßt, in einer Zeit, in der der Eigennutz oft jeglichen Gemeinsinn vertrieben hat.

Nicht „Ohne mich“ darf der Schlachtruf lauten, sondern nur „Mit meiner Zustimmung und durch meine Mitarbeit“, wenn wir zu einer neuen demokratischen Ordnung kommen wollen. Das Wohl des ganzen Volkes muß oberstes Gesetz sein, wenn eine dauerhafte Übereinstimmung von Politik und Öffentlichkeit erzielt werden soll.

Ohne eine öffentliche Meinung ist eine wirkliche Demokratie unmöglich. Und in unserem herrschenden System besteht die Schwierigkeit nicht darin, daß wir so oft sagen, daß die öffentliche Meinung noch nicht aufgeklärt ist, sondern darin, daß noch keine öffentliche Meinung existiert. Buchstäblich nicht existiert. Meinung heißt so viel wie Weltanschauung, und eine Weltanschauung bedeutet so viel wie ein Einkommen.

GEORGE BERNARD SHAW

DIE ERZIEHUNG ZUM STAATSGEDANKEN

W

1.

er einmal eine Diskussion mit Vertretern der F.D.J. mitgemacht hat, weiß, daß der uns geläufige Inhalt des Begriffs „Freie Aussprache“ in ihren Kreisen garnicht faßbar ist, weil Denkdrill und Schlagwort die Entwicklung selbständiger Urteilsbildung im Keime erstickt haben. Sobald die jungen Menschen logisch in die Enge getrieben werden, fangen sie zu schimpfen an, und damit ist jede Diskussionsmöglichkeit erschöpft. Die politische Jugenderziehung im Osten hatte es leicht, auf dem durch Hitler bereits geschaffenen Begriffsfundament aufzubauen. Sie brauchte inhaltlich nur wenig zu verändern, methodisch nichts. Auch hatte der Nationalsozialismus schon erwiesen, wie einfach es ist, durch kritiklose Bewunderung auf der einen Seite und ebenso kritiklose Herabsetzung des Gegners auf der anderen das jugendliche Gehirn zu einer simplen Empfangs- und Reproduktionsmaschine zu machen, die auf bestimmte Stichworte hin mechanisch richtig reagiert. Über alle diese Vorgänge ist von pädagogisch-psychologischer Seite genug gesagt worden, es lohnt sich nicht, über das Mörderische einer Erziehung zu sprechen, die unvermeidlich im Laufe von Jahrzehnten das gesamte Denkniveau des Volkes auf die Kapazität von Ohrwürmern herunterwirtschaften muß.

Während man im Osten ein übles Erbe einfach übernahm, weil diese Übernahme denkbar bequem für die Anerkennung von Institutionen war, deren Sicherung durch terroristische Methoden auf lange Dauer in Deutschland keinen Erfolg versprach, mußte man im Westen dieses Erbe erst einmal abtragen. Die deutsche Jugend, daran gewöhnt zu marschieren, irgendwelche Leute zu verfluchen und andere, nicht minder fremde, hymnisch zu bejubeln, bewegte sich nach 1945 gleichsam in einem politischen Leerraum. Die Situation war dadurch noch erschwert,

daß die Staatsführung in der Hand von drei Besatzungsmächten lag, von denen nur die Amerikaner ein pädagogisches Programm hatten — ob richtig oder falsch, soll jetzt nicht interessieren —, während die Briten und Franzosen sich rein negativ gegen alle in der Vergangenheit verwurzelten Neigungen oder Abneigungen einstellten. So entstand im Zusammenhang mit der wirtschaftlichen Not ein Bewußtsein der Verlassenheit und Öde, das teils zu vollkommener politischer Gleichgültigkeit (einem „alles-ist-wurscht“-Gefühl), teils zu tiefer Abneigung gegen jede Anteilnahme an dem Staatsganzen führte.

Es ist ein wahres Wunder, daß bei alledem nichts Ärgeres herauskam als die oft beklagte saure Skepsis des jungen Menschen gegen das, was er unter „Regierung“ verstand. Sein murrendes Zermeckern und Zerpflücken der politischen Arbeit des deutschen Beamtentums war Ausdruck einer fehlenden Wertverpflichtung. Nachdem man ihn soeben von allem, was ihm heilig oder bewundernswert erschien, entbunden hatte, schlugen die Versuche, ihn vor dem Altar der Demokratie niederknien zu lassen, fehl. Die „Demokratie“ — das war ein Abstraktum, als realer Wert so lange nicht zu begreifen, wie Deutschland selber noch unter laufender Kontrolle stand und es zweierlei Recht gab. Alle Erklärungen über den stufenweisen Abbau der politischen Beschränkungen halfen nichts. Dem Anschauungsunterricht mangelte die Plausibilität. Junge Menschen, denen eben Ideale zerschlagen wurden, mochten sie noch so verlogen sein, können entweder nur durch Übernahme des gewohnten Denkschemas für den Staat gewonnen werden, oder sie fallen in den entgegengesetzten Zustand des totalen Unglaubens und wollen von allem, was Partei, Staat, Regierung, Politik ist, nichts mehr wissen.

Diesen Agnostizismus der Jugend zu überwinden, war eine der schwersten Aufgaben, die dem deutschen Bundesstaat nach der Kapitulation gestellt wurde. Daß sie schon gelöst wäre, davon kann keine Rede sein. Gleichwohl war es ohne Frage das Klügste, auf diesem Gebiete nicht mit Trommeln und Trompeten, sondern denkbar behutsam vorzugehen. Im folgenden möchte ich einige Möglichkeiten der Erziehung zum politischen, d. h. zum Staatsgedanken überhaupt erörtern.

2.

Es ist eine schlechte Mode geworden, gegen den „Staat“ überhaupt zu wettern. Man hat den Staat, auch wenn er noch so unbequem ist, zu bejahen oder man

will die Anarchie. Der Staat ist der organische Schutzpanzer, den sich das Großlebewesen eines Volkes schafft. Ohne ihn würde es sofort von anderen gefressen werden. Er ist daher genau so notwendig wie die Ehe oder die Polizei. Selbst wenn alle Ehen unglücklich wären, spräche diese Tatsache nicht gegen die Ehe, und noch der schlechteste Staat ist besser als garkeiner. Da in der Demokratie die Einsicht über dem Befehl steht, muß auch in der Jugend der Gehorsam gegen die Gesetze eine Folge innerer Überzeugung von ihrer Notwendigkeit sein. Das „Staatsdenken“ ist mehr als ein Denken aus dem Gemein Sinn heraus, ein solcher kann sehr wohl einen Staat im Staate entwickeln — es muß aus dem Bewußtsein der Unabänderlichkeit und Unzerstörbarkeit eines Staatswesens entstehen, dessen Gesetze dazu da sind, die Freiheit des Ganzen wie des Individuums zu schützen. Das ist bereits in der Kindheit möglich.

Meinen Eltern verdanke ich diese Art Staatsdenken nicht durch Lehre, sondern durch ein von ihnen angeregtes Spiel. Wie alle Jungen spielte ich mit Soldaten. Daß mein Soldatenspiel nicht zu einer hemmungslosen Kriegslust führte, war die Folge einer mir von meinem Vater gegebenen Anregung, ich möge auch meine Kameraden dazu veranlassen, sich Bleisoldaten anzuschaffen; jeder von uns solle mit seinem Soldatenbesitz ein „Reich“ gründen, eine Staatsordnung schaffen, die seine Soldaten nur zu schützen hätten. Er solle mit den anderen „Staaten“ diplomatischen Verkehr aufnehmen und zusehen, daß er ohne Kriege auskäme. Aus den Zeitungen könnten wir lernen, wie das vor sich gehe und wie man Noten miteinander wechsele. Auch aus der Geschichte lasse sich manches erfahren, was uns dienlich sei.

Wahrscheinlich hat mein Sinn für staatspolitische Zusammenhänge und geschichtliche Vollzüge ihre Quelle in diesen Spielen. Meine Freunde und ich repräsentierten mit ihren „Staaten“ vier Länder (Deutschland, Osterreich, Rußland, Japan). Einem jungen Mädchen, das mitspielen durfte, wurden die „wilden Völker“ zugewiesen, und jeder riß sich bei ihr um Möglichkeiten der Kolonisation. Wir veranstalteten Empfänge, Kongresse, Staatsbegräbnisse, schlossen Bündnisse und brachen in drohenden Fällen den diplomatischen Verkehr ab. Es wurden Akten voll geschrieben, Bürokratie entstand, Polizei — mir besonders widerlich — erwies sich als unerläßlich, nachdem bei einer Parade ein General erschossen worden war. Schließlich verfaßten wir Noten und unterhielten uns in der Straßenbahn zur staunenden Verwunderung der Mitreisenden über die Erhöhung des Militär-

budgets oder die Herstellung neuer Waffen. Das Mädchen mit den wilden Völkern wurde zivilisiert, fortlaufende Vergewaltigungsakte, denen sie sich aus Mangel an genügenden Abwehrkräften preisgegeben sah. Gegen „Österreich“ entstand ein Bund, der es in eine hoffnungslose Lage brachte und in einem verzweifelten Kriege kapitulieren ließ. Darüber blieb ich in der Schule mehrfach sitzen.

Als ich 17 Jahre geworden war, erlebte ich den Untergang meines „Reichs“ (Rußland), aber ich hatte für das kommende Leben eine Freude an Geschichte bekommen. Ich hatte selbst sozusagen in der Nußschale der Kindheit Geschichte gemacht.

3.

Wahrscheinlich gibt es keine politische Erziehung von der Theorie her, man sollte alle Kinder veranlassen, schon in dem Raum ihrer Spiele und gemeinschaftlichen Ordnung nach politischen Gesichtspunkten zu verfahren. In manchen Internaten ist der Ansatz dazu gemacht, und es hat sich in ihnen eine Art von Parlamentarismus bewährt, in dem die Kinder lernen, die Schule als einen Staat anzusehen, in dem ihnen Verantwortung zufällt, endgültige Beschlüsse unbedingt zu achten sind und jedes Recht mit einer Pflicht korrespondiert, deren Erfüllung dem Gemeinwesen dient... Extremes Ichbewußtsein, Selbstgefühl, Besitztrieb stellt sich als die unterste Stufe der Beziehung des Ich zum Du dar. Demokratie heißt das Du im Ich erkennen, jede Handlung im Zusammenhange mit dem Wachstum des Großorganismus begreifen, in den man als einer unter vielen verwoben ist. In den Landesschulen kann das nur in sehr engem Rahmen möglich sein. Die Internate sind dagegen der ideale Boden für die Entwicklung des Staatsgedankens in der Jugend. Die Regierung sollte sie in ihrem Interesse nachdrücklich fördern. Zur Demokratie wird man in der Jugend erzogen und nur durch die Praxis; was man später lernt, ist demgegenüber belanglos. Der politische Sinn des Briten ist zum großen Teil eine Folge seiner Schulen, die das Staatsdenken entwickeln, ohne Politik zu treiben.

Demgegenüber sollte man eine Beschäftigung mit der Tagespolitik nur in den obersten Klassen zulassen und hier zugleich in der Form vornehmen, daß die Geschichte nicht als Tatsachenmasse den jugendlichen Gehirnen eingepfropft, sondern als Zeitgeschichte, d. h. als eine Kette politischer Leistungen oder Irrungen, analysiert wird. Alle sogenannten historischen Tatsachen sind nichts als Aus-

schlackungen eines lebendigen unterhalb ihrer sich vollziehenden Prozesses. Erblickt man in ihnen „Geschichte“ — und so wurde sie zu meiner Schulzeit verstanden — läßt sich nicht das Geringste aus ihnen lernen, denn alle Tatsachen sind unvertauschbar und nur als Ausdruck für etwas hinter ihnen Verborgenes bedeutsam. Der politische Indifferentismus der Jugend war unausbleiblich, solange unsere Schulen keine Geschichtslehrer hatten, die sie verstehen ließen, was Zufall und was Gesetz, was bloße Erscheinung und was Sinnbild in der Geschichte ist. Darum muß Staatsdenken zusammen mit geschichtlichem Verstehen entwickelt werden. Hier wäre die theoretische Seite der praktischen Erziehung zur Demokratie zu suchen.

Als ich in Tübingen studierte, hörte ich bei Adalbert Wahl die Vorgeschichte der französischen Revolution. Wahl schien politisch stark interessiert zu sein, er hütete sich aber, in seinen Vorlesungen zu den Zeitereignissen Stellung zu nehmen oder gar das historische Material aktuell aufzufärben. Dagegen verfügte er über die großartige Fähigkeit, die Studenten die geschilderte Zeit „von unten her“ erleben zu lassen, gleichsam als einer, der sich in den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts in Frankreich befand, Rousseau, Voltaire, Montesquieu las und die wirtschaftliche und politische, geistige und soziale Umwelt betrachtete. Wir erlebten das Entstehen der Revolutionen als eine jener ungeheuerlichen Paradoxen, an denen die Geschichte reich ist, und begriffen die Akausalität historischer Vollzüge als einen integrierenden Prozeß zwischen Freiheit und Notwendigkeit. Unserm Verständnis für Politik war das ungemein dienlich. Mir sind später Weltkrieg und Revolution auf Grund der geistigen Führung Wahls relativ rasch verständlich geworden. Ich hatte gelernt, geschichtliche Tatsachen nur als Punktierungen auf einer fortlaufenden Wellenbewegung zu erfassen — und der historischen Gesetzmäßigkeit überall in der Geschichte nachzuspüren, wie ungleich immer ihre äußeren Phasen sein mochten. Das verhinderte mich später, in Hitlers „nationaler Revolution“ eine echte Revolution zu sehen, die als solche ganz anders hätte verlaufen müssen. Sie war eine künstlich hergestellte Umwälzung, eine Machtusurpation ohne Verbindung mit den Grundkräften des Volkes. Daher mußte sie wie alles Künstliche eines Tages in der Katastrophe enden. Dagegen entstand in Bonn, obwohl es sich bei dem westlichen Bundesstaat um eine Notlösung handelte, ein der deutschen Lebensform entsprechendes echtes Staatsgebilde, das, wenn man ihm nur ein Minimum an Freiheit und Selbständigkeit ließ, die gesunden Kräfte des Volkes zur Entwicklung bringen mußte.

Es wird immer als eins der erstaunlichsten Zeichen für die staatsbildenden Kräfte des deutschen Volkes angesehen werden müssen, daß es nach der Kapitulation Jahre hindurch in einem Interregnum lebte, ohne in Anarchie oder in jenen Zustand zu verfallen, den Spengler mit „Fellachendasein“ bezeichnete. Es gab zwar eine Kommunalpolitik, es gab Übergangsformen zur Selbstverwaltung in kleineren Kreisen, aber der Staat als solcher war nicht existent. Trotzdem hielt der Organismus zusammen, die Gefahren des Auseinanderfallens konnten gebannt werden, und keine noch so harte Kontrolle hinderte das natürliche Wachstum in Richtung auf eine eigenstaatliche Form. Es ist damals nicht häufig genug auf die Gefahr hingewiesen worden, die darin lag, daß die Selbständigkeit an allen Ecken und Enden beschnitten und das alliierte Überwachungssystem lange Zeit hindurch so durchgeführt wurde, als handele es sich um die Verwaltung einer Kolonie, die von Primitiven bewohnt war. Wenn noch eine einzige Besatzungsmacht bestanden hätte! Aber es waren ihrer vier oder im Westen drei, die nach verschiedenen Gesichtspunkten die eroberten Länder verwalteten.

Es ist schon zu einer schlechten Gewohnheit geworden, von der politischen Unfähigkeit des Deutschen zu sprechen. Die Jahre nach 1945 beweisen, daß diese Annahme auf einem Vorurteil beruht, denn nur ein Volk von ausgeprägtem politischen Bewußtsein konnte ohne schwere Schäden eine solche Zeit überstehen und schließlich wieder in einen — man sage was man wolle — stabilen und gesunden Staatskörper hereinwachsen. Die Bedeutung des ERP-Plans darf in diesem Zusammenhange nicht überschätzt werden, weil er ja nur wirtschaftliche Hilfe gewährte, nicht politische. Fraglos ist der Marshallplan rein existenziell das Fundament der neuen Staatsbildung, doch das Staatsbewußtsein konnte er nicht fördern. Es erhielt sich aus eigener Kraft und wohl auch aus dem Wissen um die ungeheure Verantwortung gegenüber der Zukunft. Nun aber beweist nichts so sehr Staatsdenken wie gerade die dauernde Einbeziehung der Zukunft in die Gegenwart. Während Hitler ausschließlich den momentanen Erfolg im Auge hatte und von den kommenden tausend Jahren redete, ohne auch nur an die nächsten zehn zu denken, zeigte der politische Stil Bonns von vorneherein einen Charakter, der alles Gegenwärtige soweit wie irgend möglich zukünftigen Entwicklungen anzupassen suchte. Fehler im Einzelnen besagen nichts gegen eine grundsätzliche Haltung, die, ob es sich nun um Ostdeutschland, um Berlin, um

Europa, um Exportfragen oder den Aufbau der zerstörten Industrie handelte, nie die Kontinuität des politischen Lebens außeracht ließ. Wenn ich von „Bonn“ spreche, beziehe ich die sozialdemokratische Opposition mit herein, denn eine demokratische Staatsführung lebt in der Spannung zwischen Regierung und Opposition, die beide zusammen erst ein Ganzes ausmachen. Österreich beweist, wie bedenklich eine dauernde Koalition der beiden großen Parteien ist, wenn die gegenseitige Verständigung durch kompromißbereites Aushandeln erreicht wird, Westdeutschland dagegen, wie fruchtbar eine solche Polarität sein kann, mag sie zeitweilig auch einen dramatischen Charakter annehmen.

Weder der deutschen Jugend noch dem sogenannten „Mann auf der Straße“ (einer sagenhaften Erscheinung, der freilich ein gewisser Realitätscharakter nicht abzusprechen ist) wurde deutlich gemacht, wie ungeheuer die Schwierigkeiten waren, mit der Bonn eine neue Ära in der Geschichte des deutschen Volkes einleitete. Davon, daß die Erhaltung des großorganischen Bestands in den Elendsjahren nach 1945 eine geradezu unwahrscheinliche politische Disziplin bewies, sprach ich schon. Aber das Erbe war doch so trostlos, daß es einer leidenschaftlichen, einer nur dem Deutschen eigenen Liebe zur Sache bedurfte, um es zu übernehmen und den Glauben an die Zukunft im Volke wieder erstehen zu lassen. Das alles geschah ohne jeden propagandistischen Apparat! Trotzdem zeigten die Wahlen eine erstaunliche Beteiligung und eine so auffällig vernünftige Verteilung der Stimmen, daß man abermals zugeben muß, aus alledem habe bereits ein wirkliches Staatsdenken weiter Kreise gesprochen, und die schauerhaften Erfahrungen der Hitlerjahre seien nicht vergeblich gewesen. Man hat aus ihnen gelernt, und es wäre falsch, dem Deutschen immer wieder vorzuhalten, daß er nichts zugelern habe. Ich weiß nicht, ob andere Völker unter gleichen Voraussetzungen das politische Examen besser bestanden hätten.

5.

Das einzig Üble, freilich fast immer die Folge einer entschiedenen Demokratie, ist das Überwuchern des Parteidenkens zu Ungunsten der überparteilichen Gesamtschau. Selbst gescheite Leute wollen, sobald sie sich zu einer der Parteien bekannt haben, von dem, was außerhalb ihrer Grenzen geleistet wird, nichts mehr wissen. Nun aber ist jede Partei mangelhaft, ideal keine, alle zusammen hingegen die organische Komposition des Staates, welche sein Leben gesund erhält. Erst wenn

sie, wie vor 1933, in eine sinnwidrige Zerstreuung auslaufen, ist etwas faul im Staate. Falls es der Regierung, ganz gleich ob der von heute oder der von morgen, gelänge, die deutsche Jugend zu einem Staatsdenken zu erziehen, das nicht mehr von der Partei her auf das Ganze, sondern vom Ganzen her auf die Partei hin gerichtet ist, wäre für die Zukunft außerordentlich viel gewonnen. Es würde jeder Partei zugute kommen, wenn ihr Nachwuchs nicht starr und gehorsam an der Doktrin klebte und teilweise überlebte Programme stur nachbetete. Elastizität und Gestaltwandel der Parteien, wofür die SPD und die FDP gewisse erfreuliche Nachweise geben, würden dem Staate als Ganzes zugutekommen.

Sollte das unmöglich sein? Gewiß nicht. Einer Belehrung von der Bundesspitze her kann man keine große Chance geben. Weit mehr ist von den Schulen zu hoffen, in deren oberster Klasse ein staatspolitisches Fach Platz finden müßte. Kein fakultatives! Es gehört zum Abschlußexamen des jungen Menschen, über Länder und Staatsrecht, über Verwaltung, Beamtentum, Rechtspflege, Bundestag und Grundgesetz Bescheid zu wissen. Wie kann er sonst mit 21 Jahren wählen?

Endlich wäre es an der Zeit, eine „Europakunde“ als Informationsfach über das wichtigste außenpolitische Gebiet unserer Tage zu schaffen. Daß Deutschland heute in der Europa-Bewegung gleichsam als der natürliche Verbündete Amerikas an der Spitze marschiert, wird von anderen Völkern als eine Tugend gedeutet, die man aus der Not zurechtgezimmert habe. Davon ist natürlich keine Rede. Deutschland als Land der Mitte — während seiner ganzen Geschichte ungewöhnlichen Zerreißproben ausgesetzt — muß europäisch denken, es ist dies einfach seine historische Aufgabe, sowie es die historische Aufgabe Attikas gewesen wäre, großhellenisch zu denken. Sobald es das nicht tut oder nicht tun kann, wird es in den Nationalismus hineingedrängt, der es regelmäßig ins Unglück führte, eben weil er letztlich dem deutschen Wesen nicht entspricht. „Europa“ nun ist heute das einzige politische Ideal, das im Westen die Jugend mitzureißen vermag, weil seine Verwirklichung gleichzeitig die Möglichkeit unabsehbarer Kraftquellen geistiger und materieller Natur in sich einschließt. Und weil Deutschland und die deutsche Jugend am eigenen Leibe das Unheil eines selbstzerstörerischen Chauvinismus erlebt haben, kann von hier aus wirklich für die Einheit Europas als Forderung der politischen Vernunft gestritten werden.

Doch hat das alles nur Wert, wenn das Problem auch als ein solches unerläßlichen Wissens um vorhandene Gegebenheiten erkannt wird. Mit schönen Demon-

strationen ist nichts getan. Bloße Resolutionen sind reiner Schall. Man muß nicht nur die alle europäischen Völker verbindenden gleichen Interessen, man muß auch die psychologischen, finanztechnischen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten kennen.

So wird jede Erziehung zum Staatsdenken über das Bild des Nationalstaates hinaus zu umfassenden politischen Gebilden vorzudringen haben. Man kann heute nur noch in Großräumen denken, denn diese bestimmen die Zukunft. Keine überaus geschickt verteidigte nationale Selbstsucht hat auf die Dauer noch die geringste Aussicht auf Erfolg. Den Staat bejahen heißt heute schon ihn in einer Form bejahen, die nicht abgeschlossen, sondern „aufgeschlossen“ ist. Das moderne Staatsdenken zeigt einen simultanen Charakter; mit der Sicherung des eigenen Raumes muß man zugleich die Sicherung des übernationalen Raums, dem der nationale zugehört, im Auge behalten. Damit gehen notgedrungen Traditionen über Bord, die wie etwa die bedingungslose Neutralität etwas Verlockendes haben, doch nur im Rahmen einer Weltpolitik möglich sind, die das politische Gestern kennzeichnete.

Die deutsche Jugend hat in den schweren Jahren etwas sehr Wichtiges gelernt: erkennen, daß es ein Leben ohne Risiko heute nicht mehr gibt und daß nach einer tiefen biologischen Gesetzmäßigkeit Zeiten relativer Sicherheit solche vollkommener Unsicherheit folgen, damit die natürlichen Abwehrkräfte nicht versiegen. Von diesem Standpunkt aus gesehen befindet sich Deutschland in der glücklichen Lage, alle vorhandenen Energien anspannen und im Zustande äußerster Bereitschaft verharren zu müssen. Im Grunde kann keinem gesunden Volke ein besseres Los zufallen.

Stilblüten aus dem Bundestag

Abgeordneter Dr. Leuchtgens (DRP): „Man muß etwas mehr von seinem Gefühls- und Willensleben hineinlegen in diese Berichte der Bank Deutscher Länder — (Gelächter). Die Privatwirtschaft wird von einem unendlichen Durst nach Krediten genährt.“ — (Schallendes Gelächter!)

Präsident Dr. Köhler: „Das Wort hat der Herr Abgeordnete Ewers. Fünf Minuten plus Zuschlag von $33\frac{1}{3}\%$!“

Abgeordneter Strauß (CSU) am Ende einer Rede des Abgeordneten Gundelach (KPD): „Brandstifter sollen nicht von Feuerversicherung reden!“ Abgeordneter Gundelach: „Was wollen Sie, Sie sind ja selbst ein Brandstifter!“ Präsident Dr. Köhler: „Ich glaube, meine Herren, das überschreitet das zulässige Maß des Parlamentarischen erheblich. Es scheint sich aber auszugleichen und damit erledigt zu sein.“ (Heiterkeit.)

Abgeordneter Jacobs (SPD): „Ich bitte Sie, doch zu berücksichtigen, meine Damen und Herren, daß unter Umständen dieser Antrag mehr kostet als der Haarschnitt des verehrten Herrn Horlacher.“ (Heiterkeit.)

Abgeordneter Leonhard (CDU): „Nach meinen Beobachtungen sind Siedewurst mit Rotkohl oder Sauerkraut und Fischfilet die Spezialgerichte der Abgeordneten und nicht die von Herrn Loritz in einer Versammlung erwähnten Koteletts zu vier Mark. Coca-Cola und Hohenastheimer Apfelsaft oder ein Glas Bier und eine Tasse Kaffee sind die üblichen Getränke der Abgeordneten hier im Hause.“ (Zuruf: „Für Loritz nicht!“ — Heiterkeit.)

Präsident Dr. Köhler: „Meine Damen und Herren, ich bitte Sie, den Verkehr auf den Logen einzustellen und sich nach draußen zu begeben.“ (Heiterkeit.)

Wer nicht das Glück hat, eine Bundestagssitzung selbst mitzuerleben, kann sich zuhause über die Späße und die erheiternden politischen Gespräche unserer Politiker belustigen. Zuweilen flattert auch dem Bundesbürger ein amtliches Schreiben in die Wohnung, aus dem er ersieht, daß der „Amtsschimmel“ immer noch durch die Straßen der Bundesrepublik klappert. Auf dem Frühstückstisch liegt dann ein

amtliches Schreiben des Inhalts: „Rechtsanordnung über Änderung der Rechtsanordnung über Erlaß von Rechtsanordnungen im Kreise Lindau.“ —

Schließlich zitieren wir den Satz eines der führenden Bonner Parlamentarier und Pointenfachmannes im Bundeshause: „Dieses Haus hat schon manchen Spaß ertragen; es wird noch mehr ertragen!“ (Prof. Carlo Schmid.)

Hor-Lachiaden

Abgeordneter Dr. Horlacher (CSU): „Meine sehr verehrten Damen und Herren! Wer meinen Werdegang kennt, der weiß, daß ich nicht zu den Militaristen gehöre. Ich habe auch nicht das äußere Aussehen dazu!“ (Heiterkeit! Abg. Dr. Würmeling: „Das wollen wir nicht sagen“) —

Wenn gar die späte, aber ehrliche Einsicht sich mit ungetrübter Einfalt paart, wollen wir mit dem Abgeordneten Dr. Horlacher (CSU) (er hat stets die Lacher auf seiner Seite) zufrieden sein, der resigniert ausrief: „Es kommen in diesem Hause Momente, in denen es sehr schwer ist, sich geistig zurechtzufinden!“

Eben dieser „Hor-Lacher“ gab seinen Beitrag zur deutschen Wiedervereinigung bei der berühmten „Bierdebatte“: „Der Durst der Germanen war eine gesamtdeutsche Angelegenheit!“

POLITIK DES OFFENEN HERZENS

J

ch fürchte: wir haben den Blick für Ziel und Maß und echten Wert verloren. Der Frost der Friedlosigkeit friert uns ins Herz!

Was für ein Wirrsinn! Noch sind es gerade erst fünf Jahre her, daß man hat sagen können: wir sind noch einmal davon gekommen. Noch liegt die Menschheit unter den Nachzuckungen der größten Katastrophe, von der uns die Geschichte zu melden weiß. Noch sind Millionen Menschen ohne wahre Häuslichkeit und wissen aus eigenem Erleben um die Not. Noch harren jenseits der Elbe Ungezählte ungebrochen aus, die wir so wenig vergessen, „als wär's ein Stück von“ uns. Wir warten mit ihnen auf den Tag, wo sich der Sehnsuchtsvers erfüllt: ‚Das ganze Deutschland soll es sein‘. Noch sind die letzten Kriegsgefangenen nicht heimgekehrt. Schon wieder ist die Welt von Kriegsangst und Kriegsvorbereitung umgetrieben, und kommt, so scheint es, eine neue Katastrophe auf uns zu.

Wir sollten uns darauf besinnen. Denn Friede wird nur sein, wenn die einzige Großmacht, die in der Welt Bestand hat, wenn die *L i e b e* siegt. Der Weltfriede ruht nun einmal auf Liebe sicherer als auf Kanonen. Aber gerade das ist die Quelle all unseres Unheils, daß die Menschheit an Liebe so unsäglich arm geworden ist. So arm wir sonst sind, — daß wir der Liebe ermangeln, ist unsere größte Armut.

Man kann nun freilich Liebe nicht organisieren und kann sie nicht befehlen. Aber etwas können wir: wir können uns bereit für sie halten und können uns ihr öffnen. Und damit können wir beginnen, wenn wir dem unwürdigen Zustand gleich von dieser Stunde an ein Ende machen, den, der anders ist als wir,

in seinem Wert herabzusetzen, sein Wollen anzuzweifeln und zu verdächtigen, anstatt in ihm den Mitmenschen zu sehen, der gleichfalls guten Willens ist. Wir möchten nur zu oft, daß jeder genau so ist wie wir. Wir sollten aber unseren Nächsten gerade, weil er nicht so ist wie wir, bejahen und sollten nie dem Anderen sein Andersein verargen. Wir öffnen uns der Liebe, wenn wir nach dem Wort Zuckmayrs aus dem „Gesang im Feuerofen“ leben: „Sprecht nie, das ist der Feind. Sprecht immer, das bin ich, ein Mensch mit seinem Namen.“ Das wäre dann die Haltung, aus der der Friede aufsteigt. Denn dies „Macht hoch die Tür, die Tor' macht weit!“ ist ein Anruf auch und gerade auch in unserer katastrophalen Lage an den Politiker im Menschen. Die Welt braucht mehr Politiker, die willens sind, sich dieser Politik der offenen Tür des Herzens hinzugeben, anstatt die Summe des Hasses und des mißtrauenden Sichverriegelns zu mehren. Dazu gehört auch, daß sie dahinten lassen, was gewesen ist, und vergessen, was uns einmal getrennt hat. Denn ein Staatsmann, der noch stolz darauf ist, von sich zu sagen, er könne nicht vergessen, der baut nicht mit am großen Dom der Zukunft. Er legt die Hand zwar an den Pflug, aber er vermag nicht den Acker aufzureißen für die Saat, weil er zurückblickt. Er schaufelt vielmehr einer neuen Jugend wieder das Grab, anstatt ihr den Flug ins Land des Friedens und des freien Menschentums zu sichern.

Es ist nun einmal so: wer nicht vergessen kann, ist ohne Liebe. Und nur aus Liebe rundet sich die Welt ins Gleichgewicht.

Und weil es uns in der Gestaltung unseres öffentlichen Lebens an solcher Liebeskraft gebricht, ist auch die Kluft zwischen dem, der noch vermeint zu haben, und dem, der auch mit Anteil haben müßte, bis heute nicht geschlossen. Jedoch, daß sie sich schließt, ist nicht nur ein soziales Gebot. Es ist auch ein sehr gegenwärtig nationales. Denn dann erst wird für jeden sichtbar, was da verteidigt werden muß: ein eigenes Gut, das eigene freie Menschentum.

So verstanden, gewährt erst der soziale Ausgleich den politischen Erfolg und weckt erst er nationale Kraft, auch, wenn es sein muß, die Kraft zum Widerstand. Nur so verstanden auch sind unserem Volk als Ganzem die Werte des Abendlandes nicht bloße althergebrachte Schattengüter, sondern Lebensluft. Nur so verstanden überwinden wir auch die Gefahr, daß wir im Sprüchemachen stecken bleiben.

INHALT DES BUCHES

Wächterruf / Hans Leip	5
Das Reich der Tiere / Josef Winckler	8
Wie man nicht Demokratie lehrt / Kasimir Edschmid	11
Freiheit oder Sklaverei / Rudolf Pechel	18
Immer mitlaufen / Josef Winckler	25
Kein Obrigkeitsstaat / Friedrich Warncke	26
Politischer Pfadfinder / Herbert Eulenberg	36
An einen Staatssklaven-Bildner / Stefan Andres	40
Ein politischer Kunstvortrag i. J. 2000 / Bruno E. Werner	47
Politik und Humor / Toni Pippon	52
Straf-Predigt des Flohs / Josef Winckler	55
Politische Frauen / Friedel Hömke	58
Partei-Song / Josef Winckler	64
Das Grundgesetz / Reinhold Schneider	66
Öffentliche Meinung und Politik / Willy Klutentreter	71
Die Erziehung zum Staatsgedanken / Frank Thieß	75
Stilblüten aus dem Bundestag / Toni Pippon	84
Politik des offenen Herzens / Adolf Grimme	86





89070982806



B89070982806A